1,30 DM / Band 57

Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

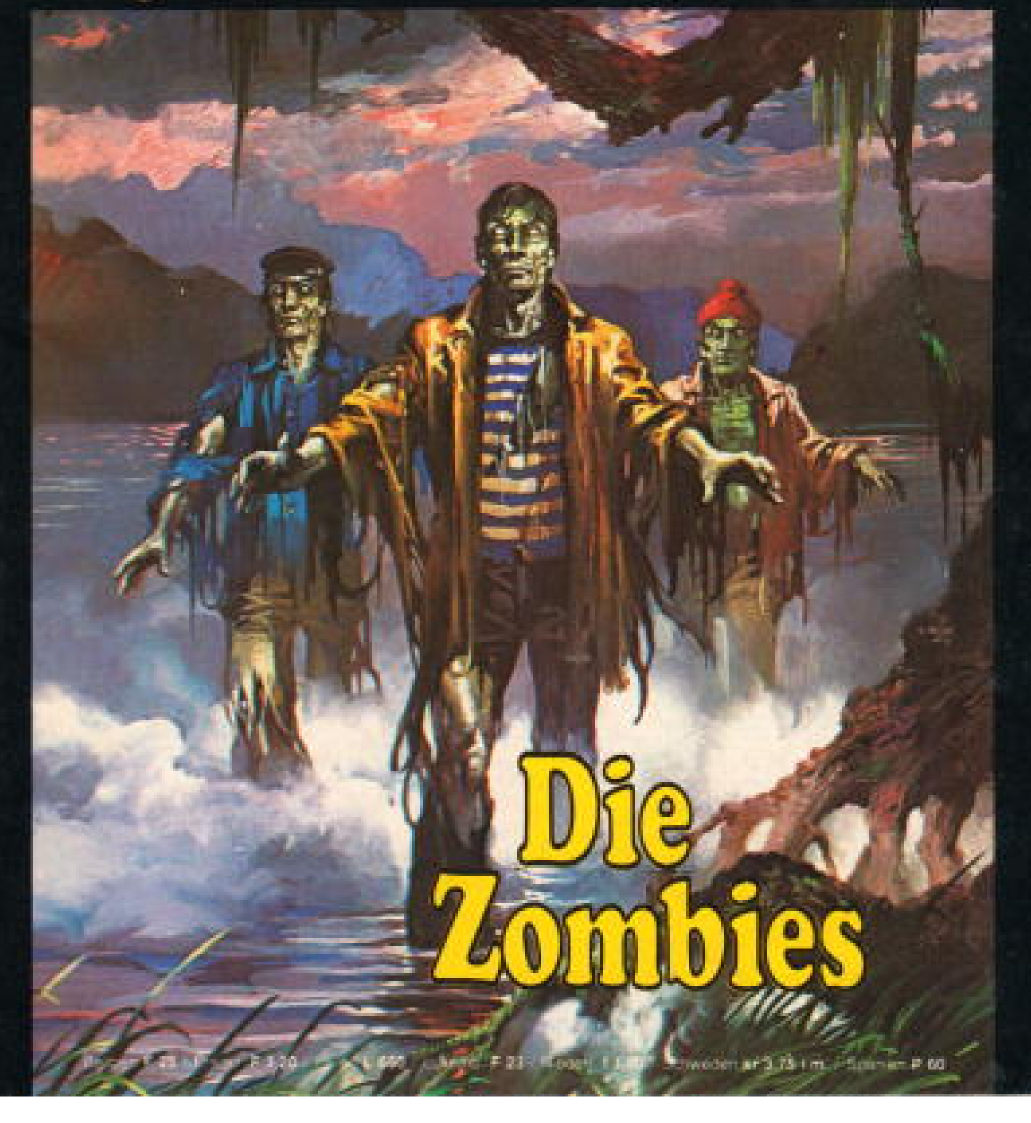
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Die Zombies

John Sinclair Nr. 57

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 07.08.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Zombies

»Wenn in der Hölle kein Platz mehr ist, werden die Toten eben auf die Erde kommen!«

Myxin, der Magier

Der alte McBowen schob die Flasche über den Holztisch. »Hier, Junge, trink einen Schluck. Nur so kann man das beschissene Leben ertragen.«

Er selbst hatte sich ein Wasserglas zur Hälfte mit Whisky voll geschenkt und umklammerte es mit beiden Händen, während er Bob McClure dabei beobachtete.

Der Student schüttelte den Kopf. »Ich trinke nichts«, erwiderte er. »Wer weiß, was noch alles auf uns zukommt.«

»Schlimmer kann es gar nicht mehr werden.« Der Alte beugte sich vor. »Ich sag' dir was, Junge«, flüsterte er. »Das ist der Anfang vom Ende. Das ist der Weltuntergang, glaub mir. Schon in der Bibel steht: Wenn die Gräber sich öffnen und die Toten heraussteigen, ist das Ende nah. Die Toten sind da. Du und ich, wir haben sie mit eigenen Augen gesehen. Lebende Leichen – Zombies…«

»Hör auf.«

»Nein, Junge, ich höre nicht auf. Ich will dir meine Meinung sagen. Ich glaube nicht, daß es dieser Mann aus London schaffen wird, den Kampf zu gewinnen. Die anderen sind stärker. Wer von uns Menschen besitzt schon die Kraft und die Macht, um gegen die Herrscher der Hölle anzugehen?«

»Sinclair schafft es.«

»Ach.« Der Alte machte eine wegwerfende Handbewegung. »Glaub das nur nicht. Da können zehn Sinclairs und hundert Conollys kommen. Sie haben beide einen Nachteil. Sie sind nur Menschen. Wären sie selbst mit dem Teufel im Bunde, dann hätten sie noch eine Chance. Aber so…«

»Du vergißt, daß John Sinclair schon ungeheure Erfolge erzielt hat«, sagte Bob McClure. »Bill Conolly hat es mir selbst erzählt.«

Der Alte grinste und nahm einen Schluck. »Das mag schon sein, Junge, aber hast du nicht selbst erlebt, wieviel Mühe er mit dem einen Zombie hatte? Als der ihn angriff und unter Wasser drückte, war Sinclair schon verloren.«

»Aber er hat es geschafft.«

»Nur mit Hilfe seines Freundes.«

»Das spielt keine Rolle.«

Der Alte winkte ab. »Ihr jungen Leute nehmt alles viel zu leicht. Aber vielleicht ist es euer Vorrecht. Wer weiß…« Er nahm wieder einen Schluck.

Bob McClure wollte nichts trinken. Er stand auf und trat an das schmale Fenster. Die Hütte stand dicht am See, trotzdem konnte Bob die Wasserfläche nicht sehen, weil ein Busch- und Unterholzgürtel ihm die Sicht verwehrte.

Aber sein Blick glitt sowieso ins Leere. Bob beschäftigte sich mit etwas anderem.

Zombies – Untote – lebende Leichen… gelesen hatte er bereits davon in Romanen und Erzählungen. Auch hatte er vor Jahren einen Film gesehen, in dem Zombies mitspielten. Allerdings hatten die Filmemacher die Handlung auf die Westindischen Inseln verlegt. Nach einer Voodoo-Beschwörung gelang es dann, Tote aus der Erde zu holen. Deutlich erinnerte sich der junge Mann an den Film. Aber das war Kino, und Bob hatte hinterher den Maskenbildner bewundert, der Personen so echt schminken konnte, daß sie wirklich aussahen wie Leichen.

Sollte Bob diesen Alptraum jetzt in der Wirklichkeit erleben, mit ihm als Hauptperson?

Im Film war der Held am Schluß gestorben…

Bob McClure ballte die Hände zu Fäusten. Sein Gesicht wurde kantig. Er spürte, wie sein Puls sich beschleunigte.

Ja, er hatte Angst, und Bob war ehrlich gegen sich selbst, um dies auch einzugestehen.

Der alte McBowen saß hinter ihm am Tisch und trank seinen Whisky. Manchmal brabbelte er unverständliches Zeug in seinen nicht vorhandenen Bart, dann wieder schlürfte er an seinem Schnaps.

John Sinclair und Bill Conolly waren unterwegs auf dem Loch Morar. Und es war die Frage, ob sie zurückkamen.

McBowen und Bob wollten in der Hütte warten. So war es ausgemacht. Der junge Student dachte an seine Bekannte Marion Mitchell. Mit ihrem und auch seinem Freund Dan Dryer hatte eigentlich alles begonnen.

Die beiden jungen Männer wollten den See in einem Einbaum überqueren. Wie es schon die Vorfahren getan hatten. Auf halber Strecke etwa wurden sie von lebenden Leichen angegriffen. Der Einbaum kenterte, und Dan wurde von den Ungeheuern in die Tiefe gezogen, während sich Bob wie durch ein Wunder retten konnte.

Aber Dan war nicht tot. Er kam wieder.

Als Zombie…

Und er besuchte seine Freundin Marion.

Bob hatte inzwischen Bill Conolly kennen gelernt. In einer dramatischen Rettungsaktion gelang es dem Reporter, das Mädchen aus den Klauen des Zombies zu befreien.

»Da ist jemand an der Tür.« Die ängstliche Stimme des Alten unterbrach Bobs Gedanken.

Der Student drehte sich um.

Sein und McBowens Blick trafen sich.

Jeder dachte wohl das gleiche, aber niemand wagte es auszusprechen. Waren die Untoten bereits da?

Bob schaute sich nach einer Waffe um, doch er fand in der Eile nichts, was er gebrauchen konnte.

Der Alte stand auf.
Er schwankte leicht, hatte zuviel getrunken. Hastig schlug er ein Kreuzzeichen.
Da klopfte es.
»Öffne!« zischte McBowen.
Bob McClure schluckte und ging zur Tür. Bevor er die Klinke nach unten drückte, holte er noch einmal tief Atem.
Dann riß er die Tür auf.
Nicht nur er erschrak, sondern auch die beiden Frauen, die vor der Schwelle standen.
Sekundenlang schauten sie sich nur an, bis die rechte der beiden blondhaarigen und sehr gut aussehenden Frauen die Hand ausstreckte und sagte: »Mein Name ist Sheila Conolly. In der Pension hat man uns gesagt, daß ich meinen Mann hier treffen kann.«
»Aber – aber… kommen Sie doch erst einmal herein«, sagte Bob und gab den Weg frei.
»Danke.« Die Besucherinnen traten über die Schwelle.
Bob roch ein Parfüm, wie er es bisher noch nicht kannte. Es gefiel ihm ausgezeichnet.
Der alte McBowen war aufgestanden. »Ich glaube, ich träume«, murmelte er und wischte sich über die Augen. »Das darf nicht wahr sein. Sie sind doch keine Gespenster oder Zombies?«
»Wie kommen Sie darauf?« fragte Sheila Conolly.
»Nur so.«
»Aber nehmen Sie doch Platz«, sagte McClure und deutete auf die Bank an der Wand.
»Danke.«
Die zweite Frau stellte sich vor. »Mein Name ist Jane Collins«, sagte sie, »und ich bin Privatdetektivin. Hin und wieder arbeite ich mit John Sinclair zusammen. Kennen Sie ihn?«
»Natürlich.« Jetzt stellte Bob sich und den Alten vor.
McBowen schaute immer nur die beiden Frauen an. »Mann«, sagte er, »welch ein Glanz in meiner Hütte. Zwei Ladies der Sonderklasse.« Er wischte sich über die Augen. »Das hätte ich mir nie träumen lassen. Ehrlich.«
Jane und Sheila lachten.
Sie sahen beide sehr sportlich aus. Trugen lange Cordhosen, locker fallende Pullover und schicke Jacken. Die modernen Strickmützen standen ihnen gut. Auch die modischen Schals paßten haargenau zu der Aufmachung.
Während Sheila ihr Haar hochgesteckt hatte und unter der Mütze verbarg, fiel bei Jane Collins die ährenblonde Haarflut bis auf die wohlgerundeten Schultern.
»Möchten Sie was trinken?« fragte der Alte und zeigte auf seine

Whiskyflasche.
»Nein, danke.« Jane lächelte. »Aber wir hätten gern ein paar Fragen von Ihnen beantwortet.«
»Bitte«, sagte Bob.
»Wo befinden sich John Sinclair und Bill Conolly? Die Wirtin sagte uns, daß sie hier wären, aber das scheint nicht der Fall zu sein, wie ich sehe.«
»Nein«, erwiderte der junge Student. »Sie sind auf den See gefahren.«
»Hatten sie dafür einen besonderen Grund?« erkundigte sich Sheila Conolly.
Bob schaute zu Boden. »Reden Sie, Mister…«
»McClure. Mein Name ist Bob McClure.«
»Also gut, Mister McClure.«
»Und ich heiße McBowen«, sagte der Alte. Er griff zum Glas. »Cheerio.«
Der Student übernahm das Wort. »Ja, sie hatten einen Grund, um hinauszufahren.«
»Darf ich fragen, welchen?«
Bob zögerte mit der Antwort.
Jane Collins sprang ein. »Keine Angst, Mister McClure. Wir wissen, welchen Job die Männer haben.«
Die Worte nahmen Bob die Scheu. Er berichtete von Beginn an und ließ nichts aus.
An Sheilas Gesicht war abzulesen, daß sie sich große Sorgen um ihren Mann machte. Sheila hatte immer mehr Angst als die anderen. Vielleicht weil sie selbst schon in die gefährlichsten Situationen geraten war und ihr Leben wirklich oft nur am seidenen Faden gehangen hatte.
»Das ist bisher alles geschehen, soviel ich weiß«, beendete Bob McClure seine Erzählung.
»Und sie haben nicht gesagt, wann sie zurück sein wollten?« fragte die blondhaarige Detektivin.
»Nein. Das muß die jeweilige Situation ergeben.«
»Sie haben gut reden, Bob.« Sheila lachte etwas bitter auf. Dann schaute sie Jane Collins an. »Was meinst du, ob wir auch hinausfahren und sie suchen?«
»Nein«, antwortete Jane.
»Wir können hier auf die Männer warten?« Sheila wandte sich an den alten McBowen.
»Natürlich, Ladies. Ich freue mich. Noch nie habe ich so hübschen Besuch in meiner Hütte gehabt. Schade, daß ich Ihnen nicht mehr bieten kann.«
»Wir sind auch so zufrieden«, sagte Jane lächelnd.
Aus der Handtasche holte sie eine Schachtel Zigaretten. Sie bot die

Stäbchen an, doch nur Bob McClure nahm eine Zigarette.
Schweigend rauchten sie.
Dann fragte Sheila nach dem Motiv für all die schrecklichen Dinge.
Da mußte auch der junge Mann passen.
»Und ausgerechnet jetzt findet dieses Rennen statt«, sinnierte Jane Collins.
Der alte McBowen gab ihr recht. »Das ist wirklich schlimm.«
»Vielleicht hat eins mit dem anderen unmittelbar zu tun«, vermutete Sheila Conolly.
Eine Antwort auf die Frage gab keiner, denn plötzlich sagte Jane Collins:
»Seid mal ruhig. Ich habe da ein Geräusch gehört!«
»Wo?« fragte Bob.
Jane deutete mit dem Daumen in Richtung Tür. »Draußen«, wisperte sie.
Die vier Menschen schauten sich um. Jane griff sicherheitshalber in ihre Handtasche, wo sie eine Astra-Pistole verborgen hielt.
Dann hämmerte jemand gegen die Tür. Die schweren Schläge hallten durch die Hütte.
»Wer kann das sein?« raunte Bob McClure.
Jane ließ sich auf keine Diskussionen ein. Bevor der alten McBowen gehen konnte, schritt sie zur Tür. Sie drückte die Klinke und riß die Tür blitzschnell auf.
Die Pistole hatte sie nicht gezogen, bereute es jedoch, als sie sah, wer vor ihr stand.
Es war ein Zombie.
»Dan!« schrie Bob McClure.
In seinen Schrei mischte sich das Klirren der Fensterscheibe an der Rückseite der Hütte, und im selben Moment tauchte eine totenblasse Hand im Fenstviereck auf…

***

Sechs Zombies hatten uns eingekreist!
Und wir schwammen mutterseelenallein in einem kleinen Boot mit Außenborder auf dem Loch Morar.
Keine Chance, uns zu verstecken oder die Flucht zu ergreifen. Wir mußten kämpfen.
Bill Conolly räusperte sich. Er hielt seine Beretta bereits in der Hand.
»Hoffentlich hast du Zielwasser getrunken«, sagte er mit einem Anflug von Galgenhumor.
»Sicher.«
Auch ich hielt die Waffe schußbereit. Der See war ziemlich ruhig. Wir hatten die Annäherung der Zombies nicht bemerkt. Die Untoten waren unter Wasser geschwommen. Lautlos hatten sie uns in die Mitte

genommen.
Sechs lebende Leichen.
Und wir waren zu zweit.
Aber wir hatten die Pistolen. Ein Ersatzmagazin steckte ebenfalls in meiner Tasche. Es durfte den Zombies nur nicht gelingen, unser Boot umzustoßen.
Dann sah es böse aus, denn einen Kampf im Wasser hatte ich vor kurzem noch erlebt. Wäre Bill nicht gewesen, wäre ich zweiter Sieger geblieben.
Die Zombies bewegten sich nicht. Sie traten Wasser, und nur ihre Köpfe schauten hervor.
Wir sahen in schreckliche Fratzen. Algen und Plankton verklebten die in die Gesichter hängenden, strähnigen Haare. Es waren widerliche Anblicke, aber an so etwas hatte ich mich in meiner bisherigen Laufbahn schon gewöhnt.
Bill und ich senkten beide unsere rechten Arme. Die Mündungen der Waffen wiesen jeweils auf einen Kopf.
Über uns kreisten zahlreiche Möwen. Auch sie waren still geworden, als hätten sie gespürt, welch ein Grauen dicht unter der Wasseroberfläche lauerte.
Dann kreischte eine Möwe schrill auf.
Und dieser Schrei wirkte wie ein Startsignal.
Die Zombies griffen an!
Direkt vor mir schnellte der erste wie vom Katapult geschleudert aus dem Wasser. In ihm mußte eine höllische Kraft stecken.
Ich drückte ab. Es war ein Reflex, wie ich den Abzug berührte. Der Untote fiel zurück, dann versank er im Wasser.
Bill hatte auch gefeuert.
Der zweite Untote hauchte sein höllisches Dasein aus.
Und plötzlich waren die anderen vier verschwunden. Wie Pfeile tauchten sie in die Tiefe. Sie wollten nicht das gleiche Schicksal erleiden wie ihre Artgenossen.
»Vertrieben haben wir sie bestimmt nicht«, stellte Bill Conolly nüchtern fest.
»Nein«, sagte ich. »Sie werden wiederkommen. Aber beim nächstenmal fangen sie es bestimmt schlauer an.«
»Was machen wir?« fragte Bill, während er gleichzeitig die unmittelbare Umgebung im Auge behielt.
»Wir fahren zurück.«
»Und die Zombies?«
»Werden uns sicherlich folgen.«
»Auf die Begleitung kann ich verzichten.«
Ich hob die Schultern. »Was willst du machen, Bill? Komm, laß den Motor an.«

»Okay.«
Bill startete. Ich traute diesen Außenbordern nie über den Weg. Sie tuckerten beim Start immer so seltsam, und jedesmal hatte ich das Gefühl, als würden sie überhaupt nicht anspringen.
Doch meine Sorge war unbegründet.
Das kleine Boot nahm Fahrt auf.
Bill Conolly saß weiterhin am Heck. Wie ich, so schaute auch er über die Wasserfläche und suchte unsere gefährlichen Gegner.
Doch kein Zombie ließ sich blicken.
Ich fühlte aber, daß sie in der Nähe waren. Sie lauerten nur darauf, uns anzugreifen, und suchten nach einer Blöße.
Sie fanden sie.
Ohne Vorwarnung ging es los, und wir gerieten in eine tödliche Gefahr.
Unbemerkt hatte sich eine lebende Wasserleiche unserem Boot von unten her genähert.
Urplötzlich wurde der kleine Kahn hochgehoben und krängte nach backbord.
Ich verlor den Halt und rutschte.
»Paß auf, Bill!« schrie ich, als ich aus den Augenwinkeln sah, wie sehr mein Freund mit dem Gleichgewicht zu kämpfen hatte.
Doch Bill konnte sich fangen.
Flach blieb er im Boot liegen, schob den Lauf der Waffe über die Reling und suchte nach einem Gegner. Der ließ sich jedoch nicht blicken, sondern startete einen zweiten Angriff.
Wieder drückte er gegen das Boot. Diesmal jedoch an der Bugseite. Ich konnte es nicht verhindern und rutschte zurück, wobei ich krampfhaft meine Waffe festhielt.
Bill fluchte das Blaue vom Himmel herunter.
Dann schoß er.
Die Kugel peitschte ins Wasser. Den Zombie hatte Bill verfehlt.
Im nächsten Augenblick griff ein weiterer Untoter an. Ein Paar Hände umklammerten den Bootsrand. Es war klar, was der Untote vorhatte. Er wollte unseren Kahn zum Kentern bringen.
Das durfte ihm auf keinen Fall gelingen.
Ich robbte vor. »Bleib du am Heck!« rief ich Bill zu. Und als der Kopf des Zombies auftauchte, zog ich den Stecher durch.
Ich traf ihn und erlöste ihn von seiner Qual.
Der Untote verschwand. Das Boot klatschte zurück aufs Wasser.
Bill hatte sich ebenfalls aufgerichtet. Ich kroch zum Heck hin, um das Ruder zu übernehmen.
»Gib Gas!« rief ich dem Reporter zu. »Wir müssen hier weg!«
Mein Freund erhöhte die Geschwindigkeit. Das Boot schoß förmlich nach vorn. Ich zuckte zusammen, als wir soeben einen der Zombies

gestreift hatten, bevor dieser uns angreifen konnte.
Der Kahn schaukelte.
Obwohl ein leichter, von den Bergen fallender, kühler Wind wehte, schwitzte ich doch. Die letzten Minuten waren hart gewesen und beileibe nicht angenehm.
Aber wir waren noch längst nicht aus dem Schlamassel heraus. Das merkte ich wenig später, als Bill Conolly rief: »Verdammt, der Kahn hat ein Leck!« Ich zuckte zusammen, und unwillkürlich stellten sich meine Nackenhaare auf. Ein Leck hatte uns gerade noch gefehlt. Jetzt, wo wir weit vom Ufer entfernt waren.
Ich hielt das Ruder mit der rechten Hand und wandte den Kopf.
Mein Freund hatte nicht gelogen. Aus einem Loch im Boden sprudelte munter das Wasser. Eine ungeheure Kraft mußte den Boden zerstört haben, eine Kraft, wie sie nur der Zombie besaß.
»Hilft alles nichts, John. Wir müssen schöpfen!«
Reizende Aussichten.
Das Wasser sprudelte weiter hinein und breitete sich sehr schnell aus. Ich hatte bereits nasse Füße.
Bill suchte inzwischen nach einem Gegenstand, mit dem er das Wasser aus dem Boot schöpfen konnte. Er fand nichts.
»Nimm die Hände!« rief ich ihm zu.
»Wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben«, erwiderte er und machte sich an die Arbeit.
Es war wie der Kampf gegen eine Hydra. Hatte Bill zwei Hände voll Wasser aus dem Boot geschleudert, sprudelte die doppelte Menge nach. Mein Freund arbeitete verbissen, während ich in direkter Linie auf das Ufer zuhielt, von dem aus wir gestartet waren.
Doch die Geschwindigkeit sank, denn das Boot wurde immer schwerer.
»Verdammt!« schimpfte Bill. »Ich schaff's nicht!«
»Keine Müdigkeit vortäuschen«, erwiderte ich.
»Du hast gut reden.«
Mir wurde langsam mulmig. Ich warf einen Blick zurück. Fußhoch stand das Wasser bereits im Boot. Und die Quelle sprudelte munter weiter. Zu munter für meinen Geschmack.
Bill schöpfte wie ein Besessener. Sein Gesicht glänzte schweißnaß. Doch unsere Chance war klein.
Unser Kahn ging baden.
Das wäre nicht einmal so tragisch gewesen, wenn uns die verdammten Zombies nicht im Nacken gesessen hätten. Mir war klar, daß sie die Verfolgung nicht aufgegeben hatten.
Ich schaute über die Wasserfläche, auf der sich hin und wieder die Sonnenstrahlen zu blitzenden Reflexen brachen. Es war schwer, etwas zu erkennen, trotzdem sah ich den Kopf einer lebenden Leiche aus

dem Wasser schießen.

Er war gar nicht mal so weit entfernt. Diese Zombies waren regelrechte Schnellschwimmer, oder aber so zahlreich vertreten, daß es in diesem See nur so von ihnen wimmelte.

Das konnte heiter werden…

Das Wasser stieg weiter an.

Ich hörte Bill keuchen, stöhnen und fluchen. Er verwünschte sich, mich und sein Schicksal. Ich wußte, daß er es nicht so meinte, aber Bill mußte sich Luft machen.

Der Kopf des Zombies war wieder verschwunden. Für einen sicheren Schuß war die Entfernung sowieso zu groß gewesen.

Eine querlaufende Welle drängte von Backbord her auf unser Boot zu, klatschte gegen die Bordwand und rollte über.

Normalerweise wäre das nicht geschehen. Aber daß es passierte, bewies mir, daß der Kahn schon ziemlich tief lag.

Uns wurde die Zeit knapp.

»Kannst du nicht abheben?« rief Bill.

»Nein«, gab ich zurück. »Die Flügel liegen in London.«

»So ein Pech auch.«

Langsam verging mir der Humor.

Wieder waren zwei Zombies vor dem Kahn aufgetaucht.

In wilder Wut hob ich die Waffe, ließ den Arm aber wieder sinken. Es hatte keinen Zweck zu schießen. Das Boot schwankte zu sehr.

Das Ufer war immer noch weit entfernt. Bill schaufelte wie ein Wilder. Die Wasserladungen flogen nur so aus dem Boot, doch mittlerweile hatte sich durch den Wasserdruck das Leck vergrößert, und für meinen Freund wurde es noch schwerer, gegen diese Tücke anzukämpfen.

Unsere Situation spitzte sich zu.

Immer öfter schwappten die Wellen über, vermehrten das ins Boot hereinströmende Wasser. Schwimmwesten hatten wir keine mitgenommen. Im Boot befand sich nur ein alter Rettungsring, den die Motten fast zerfressen hatten. Nein, wir mußten es so schaffen.

Die Zombies rückten näher. Sie hatten Verstärkung erhalten und das halbe Dutzend wieder aufgefüllt. Ein schwerer Körper in zerfetzter Kleidung durchpflügte mit langen Kraulstößen das Wasser und schleuderte bei jedem Schlag Spritzer hoch.

Ich ließ ihn kommen.

Als er sich dem Boot bis auf etwa fünf Schritte Entfernung genähert hatte, feuerte ich.

Im selben Moment tauchte der Zombie auf. Das Silbergeschoß zupfte wohl noch an seiner Schulter, das war aber auch alles.

Und dann hängte sich ein Zombie an die Bordwand. Wir hatten ihn beide nicht gesehen, er mußte sich dem Boot unter Wasser genähert

haben. Wir bemerkten ihn erst, als seine Hände aus den Fluten tauchten und die Finger die Bordwand umkrallten.

Ich verlor das Gleichgewicht und fiel hin. Gleichzeitig schwappte eine Welle über und näßte mein Gesicht. Wasser drang in meinen Rachen, und ich mußte husten.

Der Zombie aber schwang sich ins Boot.

Er trug noch einen Teil seiner ehemaligen Kleidung. Eine Art Uniform. Sie wies große Löcher auf, durch die seine grünliche Haut schimmerte.

Der Untote stürzte auf Bill zu.

Mein Freund konnte nicht rasch genug ausweichen, fiel nach hinten und wurde mit dem Kopf unter das im Boot stehende Wasser gedrückt.

Der Zombie holte zum Schlag aus.

Ich schoß aus der Drehung und traf.

Die Hand raste zwar noch nach unten, aber sie klatschte dicht neben Bills Kopf ins Wasser und traf meinen Freund nicht. Der Zombie jedoch verging.

In Sekundenschnelle löste er sich auf, wurde zu Asche, die von den Wellen über Bord gespült wurde.

Keuchend tauchte Bill wieder auf.

Ich hatte mich sofort umgewandt und sah einen weiteren Untoten, der den Bug gepackt hielt. Ich trat ihm auf die Hände, sie glitten von der Bordwand.

Der Zombie verschwand in den Fluten.

Dann packte ich wieder das Ruder.

Das Boot war kaum noch von der Stelle zu bewegen. Es stand dicht vor dem endgültigen Absacken.

»Wir schaffen es nicht mehr!« schrie ich Bill zu und hatte kaum das letzte Wort ausgesprochen, als der Kahn überspült wurde.

Wie ein Stein sackte er ab…

***

Der Zombie an der Tür warf sich nach vorn. Gleichzeitig zog er seine Faust von unten nach oben hoch.

Der Schlag hätte Jane Collins voll getroffen, wenn sie nicht instinktiv zurückgesprungen wäre.

Haarscharf wischte die Faust an ihrem Gesicht vorbei, und der Zombie wurde vom Schwung seines eigenen Schlages nach vorn gerissen und taumelte an der Detektivin vorbei.

Blitzschnell schlug Jane zu. Es war kein fester Schlag, aber es gelang ihr, den Gegner abzulenken.

Der zweite Zombie kletterte bereits durch das Fenster.

Der Untote war eine Frau.

»Mrs. O’Connor!« schrie Bob McClure in höchster Panik.

Der alte McBowen sprang auf. Er reagierte blitzschnell, packte sein Whiskyglas und schleuderte der Untoten den Inhalt mitten ins Gesicht. Sie schrie wütend auf und zuckte zurück.

Vor ihr hatten die Menschen erst einmal Ruhe.

Aber Dan Dryer war nach wie vor besessen. Gebückt stand er da, er lauerte. Er fixierte seinen ehemaligen Freund Bob McClure, und es stand in seinen Augen zu lesen, was er vorhatte.

»Nein, nicht!« flüsterte Bob und ging zurück. »Bitte nicht…«

Auch Sheila war bis an die Wand zurückgewichen. Sie war nicht so nervenstark wie Jane Collins, die sich einen Stuhl geschnappt hatte und ihn hoch über den Kopf schwang.

Der Zombie schlich weiter auf Bob zu.

McClures Blick irrlichterte. Er wußte nicht, was er tun sollte. Die Angst hatte sein klares Denken überschwemmt.

Aber Jane handelte.

Sie schlug dem Zombie den Stuhl seitwärts um die Ohren. Der Untote fiel fast zu Boden, konnte sich aber fangen und taumelte gebückt weiter.

Jane Collins sah ihre Chance.

Wuchtig trat sie dem Monster in den verlängerten Rücken. Der Tritt torpedierte den lebenden Toten nach vorn, über die Türschwelle hinweg und nach draußen.

Augenblicklich rammte die Detektivin die Tür zu und legte den schweren Holzriegel vor. Sie lehnte sich mit dem Rücken gegen die Tür. Aufatmend blies sie sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Das hätten wir«, sagte sie.

»Aber die Zombies kommen wieder«, schluchzte Bob McClure.

»Bis dahin müssen wir uns eben etwas einfallen lassen.« Ihr Blick zuckte in die Runde. »Seid ihr okay?«

Nicken.

»Du auch, Sheila?«

Sheila Conolly hatte ihren ersten Schrecken überwunden. »Sicher«, antwortete sie.

Der weibliche Zombie war vom Fenster verschwunden. Der alte McBowen wies auf die zerstörte Scheibe und kicherte. »Dem habe ich Whisky zu schlucken gegeben. So schnell kommt der nicht wieder, das kann ich euch flüstern.«

»Täusch dich nicht«, sagte Bob.

Jane Collins löste sich von der Tür. »Waffen, mit denen wir die Zombies bekämpfen können, haben Sie wohl nicht im Haus?« fragte sie und wandte sich damit an den alten McBowen.

»Nein.«

Nach der einsilbigen Antwort wurde es still. Deutlich waren von draußen Geräusche zu hören.

Die Zombies waren wütend, daß ihnen die so sicher geglaubten Opfer erst einmal entglitten waren. Sie gaben jedoch nicht auf, sondern suchten weiterhin nach einer Möglichkeit, in die Blockhütte einzudringen.

Drinnen überlegte Jane Collins laut weiter. »Weihwasser, Silberkugeln, geweihte Kreuze und ähnliches sind nicht vorhanden«, stellte sie soeben fest. »Zombies kann man nur töten, indem man ihnen ins Herz schießt oder ihnen den Kopf abschlägt.«

»Ich hole eine Axt«, sagte der alte McBowen. Er ging zum Kamin. Er hatte ein Feuer angezündet, weil ihm kalt war, jedoch in der letzten Zeit vergessen, Holz nachzulegen. Die Flammen züngelten nur etwa handhoch.

Sheila schaute ihm nach. Plötzlich hellte sich ihr Gesicht auf. »Ich hab's, Jane!« rief sie. »Untote haben doch eine panische Angst vor Feuer. Wir werden sie damit bekämpfen.«

Jane lächelte. »Klasse.«

»Und wie soll das gehen?« fragte McClure.

»Wir machen uns Fackeln«, antwortete Jane.

Der alte McBowen ergriff die Initiative. Er hielt die Axt noch in der Hand, schnappte sich den zweiten, ziemlich hoch gebauten Stuhl, und drosch mit vier gezielten Schlägen die Beine des Möbelstücks ab.

»So«, sagte er, »das hätten wir.«

Er verteilte die Stuhlbeine. Eins behielt er selbst.

»Jetzt müssen wir die Dinger nur noch anzünden«, sagte Jane.

»Auch daran habe ich gedacht.« McBowen war ein alter Praktiker. Er holte Putzlappen aus einer Ecke und schleppte eine große Glasflasche heran, die zu dreiviertel mit einer farblosen Flüssigkeit gefüllt war.

»Petroleum das brennt gut«, sagte er, öffnete die Flasche und tränkte seinen Lappen mit dem Zeug. Ein penetranter Geruch zog durch die Hütte, doch der störte niemanden. Jeder hoffte inständig auf einen Erfolg im Kampf gegen die Horror-Wesen.

Jeder tränkte seinen Lappen.

Sie behielten dabei immer das Fenster im Auge. Falls sich dort einer der Untoten zeigte, gab es sofort Zunder.

Doch die Frau mußte sich verzogen haben. Als Jane ihr Ohr an die Tür legte, hörte sie die beiden draußen vor der Hütte flüstern. Sie heckten sicherlich etwas aus, aber die Suppe wollten Jane und die anderen ihnen versalzen.

Bob McClure hatte inzwischen seine Fassung wieder gefunden. Er lächelte sogar.

Der alte McBowen nahm noch einen Schluck. Niemand verwehrte ihm den Whisky.

Sheilas Gesicht zeigte die gleiche Entschlossenheit wie das von Jane. Die beiden Frauen würden sich mit Haut und Haaren verteidigen, das

stand fest.
»Feuer«, sagte Jane.
McBowen nahm sein altes Sturmfeuerzeug.
Jane hielt ihm die provisorische Fackel hin.
Sofort begann der Lappen zu brennen.
Dann war Sheila an der Reihe, danach Bob McClure und zum Schluß McBowen.
Eklig riechender, schwarzer Qualm zog durch die Blockhütte. Aber die Fackeln brannten, und das war die Hauptsache.
Jane schritt zur Tür. Als sie dicht davor war, zuckte sie zurück. Jemand donnerte von außen mit ungeheurer Wucht dagegen und wollte sie aus den Angeln reißen.
Es gelang nicht. Die Tür zitterte zwar, aber sie hielt.
Die Detektivin winkte McBowen heran. »Ziehen Sie den Riegel zurück«, flüsterte sie.
Der Alte nickte. Mit der Faust schlug er gegen den Holzriegel.
Jane faßte mit der linken Hand nach der Klinke, drückte sie herunter und riß die Tür mit einem Ruck auf…

***

»Runter von dem verdammten Kahn!« schrie ich Bill Conolly zu und hechtete ins Wasser.
Jetzt ging es ums Überleben, und wir mußten alles auf eine Karte setzen.
Im Kopfsprung tauchte ich in das Wasser ein. Aus den Augenwinkeln bemerkte ich noch, daß Bill Conolly es mir nachmachte, dann sah ich zu, daß ich weg von dem sinkenden Boot kam, um nicht in den Sog oder in den Wirbel der Schraube zu geraten.
Ich schoß durch die grünlich schillernde Flut, kam an die Oberfläche, wischte mir die Haare aus dem Gesicht und schaute mich um.
Natürlich waren die Zombies noch da. Ich sah ihre Köpfe in einer Höhe und das triumphierende Grinsen auf ihren Zügen.
Mein Herz schlug schneller.
Waren wir chancenlos?
Etwas berührte mich an der Hüfte.
Ich erschrak und wollte zuschlagen, da erkannte ich im letzten Augenblick meinen Freund Bill Conolly.
»Was bist du schreckhaft!« sagte er.
»Das macht die Umgebung.«
Soeben stiegen zahlreiche Luftblasen an die Oberfläche. Die perlten aus dem versunkenen Boot hoch.
Auch Bill hatte die Zombies gesehen, und sein Gesicht sah auch nicht gerade fröhlich aus.
Wir traten Wasser und bewegten nur leicht die Arme. Hin und wieder

schwappte eine Welle über meinen Mund.
»Am besten, wir schwimmen hintereinander«, schlug ich vor. »So kann einer den Rücken des anderen decken.«
Bill war einverstanden. Dann hielt er die rechte Hand hoch, und ich sah den Silberdolch aus seiner Faust ragen. »Willst du ihn haben?« fragte er.
»Nein. Behalte ihn.«
Bill schaute mich an. Dann sagte er: »Laß gehen, alter Junge. Und drück uns die Daumen.«
Es gab nichts, was ich lieber getan hätte.
Mit meiner Beretta konnte ich unter Wasser nicht schießen. Aber ich hatte etwas, das nicht zu unterschätzen war.
Mein silbernes Kreuz!
Es mußte doch mit dem Teufel zugehen, wenn das Kreuz die Zombies nicht abhalten konnte.
Bill schwamm los. Er kraulte. Ich machte es ihm nach und bewegte meine Arme in ruhigen, gleichmäßigen Züge. Mal warf ich mich auf die linke Seite, dann wieder auf die rechte.
Die Zombies folgten uns. Kein Gedanke daran, daß sie die Verfolgung aufgegeben hatten. Im Gegenteil, die zogen den Kreis merklich enger.
Ich gab Bill ein Zeichen, langsamer zu schwimmen, denn ich benötigte ein paar Sekunden, um meinen Vorsatz in die Tat umzusetzen. Bill verstand und blieb zurück.
Ich trat Wasser. Mit der linken Hand knöpfte ich mein Hemd auf und holte das geheimnisvolle Kreuz hervor.
Wie oft hatte es mir schon hervorragende Dienste erwiesen. Es war uralt, und die vier Haupterzengel hatten ihre Monogramme an den Enden hinterlassen.
Seltsame Zeichen, wie ich sie noch in keiner Sprache der Welt gefunden hatte. Aber ungeheuer wirkungsvoll.
Denn sie hatten Kalurac, Draculas Neffen gestoppt.
Das Kreuz pendelte jetzt frei vor meiner Brust. Es hing senkrecht nach unten durch. Das Wasser spielte damit und schaukelte es hin und her. Manchmal warf das Silbermetall blitzende Reflexe.
Bill schwamm in meiner Höhe. Ruhig zogen wir unsere Bahnen. Ich verschwendete keinen Blick zum Ufer hinüber, sondern behielt vielmehr die Zombies im Auge.
Die tauchten.
Von einem Augenblick zum anderen waren sie verschwunden, und ich wußte, daß sie bald angreifen würden.
»Paß auf!« rief ich Bill zu, dann erfolgte bereits die erste Attacke.
Zwei Schatten wischten schräg von der Seite her auf uns zu. Sie waren verdammt schnell und schossen wie Pfeile heran.
Bill drehte sich nach rechts weg, und ich nach links.

Ich rollte über, geriet unter Wasser und schwamm dem Zombie entgegen.

Es war zu spät für den Untoten, um auszuweichen. Wir gerieten aneinander.

Und das Kreuz berührte ihn!

Da sackte der untote Körper in die Tiefe. Ich glaubte, daß er sich noch während des Sinkvorgangs auflöste.

Aber wie war es Bill Conolly ergangen?

Er hing mit seinem Gegner im Clinch. Die beiden kämpften unter Wasser.

Bill hatte die rechte, messerbewehrte Hand erhoben, doch dem Zombie war es gelungen, Bills Handgelenk zu umklammern und es zurückzudrücken.

Bill kam gegen diese unnatürlichen Kräfte nicht an.

Ich tauchte kurz auf, holte tief Luft, ging dann wieder unter Wasser, und ein Schwimmzug brachte mich an die beiden heran.

Das Kruzifix drückte ich auf den Rücken des Untoten.

Sofort ließ er Bill los und versank.

Bill tauchte auf. Hastig schnappte er nach Luft. »Das war knapp!« keuchte er. »Das Kreuz, John?«

»Ja.« Ich drehte mich auf der Stelle und hielt Ausschau nach den anderen lebenden Wasserleichen.

Ich sah sie auch, jedoch aus respektvoller Entfernung. Sie machten keine Anstalten, näher an uns heranzuschwimmen. Etwas hielt sie davon ab.

Meiner Meinung nach war dies die magische Ausstrahlung des Silberkreuzes, die man nicht unterschätzen durfte. Wir hatten einen Lebensretter gefunden.

Obwohl der Kampf nur kurz gewesen war, hatte er uns doch ziemlich geschlaucht. Deshalb traten wir Wasser und sammelten neue Kräfte. Lange konnten wir das nicht aushalten, denn das Wasser war ziemlich kalt.

»So oft wie am letzten Tag bin ich noch nie baden gegangen«, sagte Bill Conolly.

»Dann wirst du wenigstens mal sauber«, gab ich zurück.

»Das mußt du gerade sagen. Schwimm weiter«, sagte Bill. »Und bete, daß keine Seeschlange kommt.«

Die hätte uns gerade noch gefehlt. Doch wir befanden uns ja nicht im Loch Ness. Das Spotten wäre mir vergangen, hätte ich schon von Ogur, dem Ungeheuer aus der Tiefe, gehört. Aber bisher war uns eine Begegnung mit ihm erspart geblieben.

Mal bewegten wir uns durch Brustschwimmen voran, dann wieder fielen wir in den Kraulstil.

Und wir legten unsere Strecke zurück.

Aber die Kälte des Wassers drang uns langsam in alle Knochen. Ich begann ganz eklig zu frieren. Unsere Schwimmbewegungen glichen die Unterkühlung längst nicht mehr aus.

Es wurde Zeit, daß wir das Ufer erreichten.

Zombies griffen nicht mehr an. Diesen Vorteil hatten wir wenigstens. Unsere Bewegungen wurden zwangsläufig langsamer. Auch mit der Atemtechnik klappte es nicht mehr so gut. Längst waren unsere Gespräche verstummt. Wir brauchten jedes Quäntchen Luft und alle Kraft, um gegen das nasse Element anzukämpfen.

Plötzlich sackte Bill erschöpft ab.

Sofort tauchte ich, aber Bill hatte es schon geschafft, seinen Kopf über die Oberfläche zu bringen. Verzerrt grinste er mich an. Auf seinem Gesicht spiegelte sich die Anstrengung wider.

Schaffst du es noch? Die Worte waren als Frage in meinen Augen zu lesen, und Bill Conolly biß die Zähne zusammen.

Diesmal blieb ich etwas hinter ihm. Wenn Bill wieder schlappmachte, wollte ich sofort bei ihm sein.

Doch wir hatten Glück. Wir befanden uns an der Südseite des Sees, und hier war das Ufer flach. Man konnte auch ziemlich weit in den See hineinlaufen, bevor man schwimmen mußte.

Als Bill zum zweiten Mal absackte und ich hastig zupackte, schleiften meine Fußspitzen plötzlich durch Schlick.

Vor Freude übersprang mein Herz fast einen Schlag.

»Mensch, Bill, wir haben es geschafft!« schrie ich ihm ins Ohr. »Du kannst jetzt laufen.«

Bill stellte sich hin. Auch seine Füße erreichten den Grund. Wir sanken zwar bis über die Knöchel im Schlick ein, und manchmal rollten die Wellen auch noch bis hoch zu unseren Augen, aber wir brauchten nicht mehr zu schwimmen.

Das allein zählte.

Mit jedem Schritt wurde es besser.

Bald schwappte das Wasser nur noch in Brusthöhe, und auch Bill Conolly hatte sich wieder erholt, obwohl ich meinen Freund sicherheitshalber noch stützte.

Wir gelangten allerdings nicht dort ans Ufer, wo wir es verlassen hatten. Die Blockhütte des alten McBowen lag noch ein Stück entfernt.

Bill ließ sich ins Gras fallen, und auch ich setzte mich. Eine Minute gaben wir uns zur Erholung.

Dann ging es weiter.

»Schlagen wir uns durch das Ufergestrüpp, oder nehmen wir die Straße?« fragte mein Freund.

»So wie wir aussehen, würde ich lieber die erste Möglichkeit wählen.«

»Okay, auf geht's.«

Der Weg war mühsamer. Er führte uns durch viele kleine Buchten.

Schließlich breitete sich vor uns der Schilfgürtel aus, und jetzt wußten wir, daß es bis zur Hütte des alten McBowen nicht mehr weit war.

»Auf zum Endspurt«, sagte ich optimistisch.

Und da hörten wir den Schrei…

***

Die beiden Zombies hatten wohl mit allem gerechnet, nur nicht mit einem plötzlichen Angriff der Menschen. Als Jane Collins die Tür aufriß, waren sie völlig überrascht.

Einen Lidschlag später war die Detektivin schon zwischen ihnen.

In der rechten Hand trug sie die provisorische Fackel, und sie schwang sie wie ein Schwert.

Die anderen wurden durch Janes Beispiel angestachelt. Auch sie attackierten jetzt die beiden Untoten.

»Auf sie mit Gebrüll!« schrie der alte McBowen.

Die Zombies fauchten und schrieen. Immer, wenn sie angreifen wollten, wischten vor ihren Augen die Flammen vorbei und trieben sie zurück. Weg von der Blockhütte und ins Unterholz.

Aber sie wehrten sich.

Dan Dryer hatte nur Augen für seinen Freund Bob McClure. Er wollte ihn haben, und es gelang ihm, einem der gefährlichen Schläge auszuweichen.

Dann packte er zu.

Bob fühlte die Hände wie Stahlklammern an seiner Hüfte, wurde hochgehoben und geriet in Panik.

Wild schlug er mit der Fackel um sich, drosch auf Dryers Rücken, aber der Zombie ließ nicht los.

Jane Collins sah, in welch einer Not der junge Mann steckte und rief den anderen beiden zu: »Kümmert ihr euch um die Frau!« Sie selbst eilte Bob zu Hilfe.

Der Untote stieß den Student zu Boden. Schon siegesgewiß wollte Dryer sich endgültig auf ihn stürzen, da gelang es Bob McClure, ihm die Fackel gegen den Körper zu pressen.

Die inzwischen trockene Kleidung fing Feuer.

Vielleicht lag es auch an der schuppigen Haut des Zombies, die Flammen waren jedenfalls nicht mehr aufzuhalten, und Jane Collins zog sich zurück. Sie riß den wie gelähmt auf dem Boden hockenden Bob McClure mit sich, damit er nicht noch erfaßt wurde.

»Dan!« flüsterte er. »Mein Gott, Dan…«

»Kommen Sie, Bob«, sagte Jane. »Sehen Sie nicht hin.«

Der Zombie brach ins Unterholz. Sicherlich wollte er den See erreichen.

Blieb nur noch die zweite Untote übrig. Sie befand sich in einer aussichtslosen Lage. Sie mußte das Schicksal ihres Artgenossen mitbekommen haben und war von Sheila Conolly und dem alten McBowen in einer gemeinsamen Aktion in die Enge getrieben worden.

Mit dem Rücken stand sie gegen einen Baumstamm gepreßt. In ihren Augen flackerte es.

Sheila Conolly hatte die Fackel etwas gesenkt. »Ich kann es nicht!« flüsterte sie. »Ich kann nicht…«

»Dann gehen Sie«, sagte McBowen und trat vor.

Die Untote stieß einen markerschütternden Schrei aus, der Sheila eine Gänsehaut über den Rücken trieb.

Sie wandte sich ab.

Es war immer das gleiche. Der harte Kampf zwischen Gut und Böse. Schon seit Anbeginn der Welt existierte er. Die einen vernichteten Leben, die anderen versuchten es zu retten.

Die Untote starb.

Zurück blieb Asche…

»Geschafft!« sagte der alte McBowen und begab sich zu den anderen.

»Sie hätten uns getötet oder zu einem der ihren gemacht«, sagte Jane Collins. Sheila nickte.

Betretenes Schweigen entstand. Die vier Menschen hatte das Schicksal zufällig zusammengeführt, und diese Gemeinschaft hatte sich in der Stunde der Not bewähren müssen.

McBowen versuchte, die verkrampfte Situation aufzulockern. »Jetzt können wir wohl alle einen guten Schluck vertragen.«

Niemand hatte Einwände.

Die vier gingen die paar Schritte zur Hütte zurück.

Sie hatten die Tür noch nicht erreicht, als zwei Männer durch das Unterholz brachen.

Die beiden waren wir.

»Bill!« rief Sheila, die ihren Mann zuerst entdeckt hatte. Sie rannte Bill entgegen und warf sich vehement in seine Arme. »Bill«, flüsterte sie, »ich bin so froh, daß du da bist. Mein Gott, Bill, ich habe solche Angst um dich gehabt!«

Die Begrüßung war verständlich.

Ich wurde nicht so euphorisch willkommen geheißen. »Du kommst reichlich spät«, stellte Jane Collins trocken fest.

Ich deutete auf meine nasse Kleidung. »Es ging leider nicht anders. Bill und ich waren verhindert.«

»Auf dem Wasser, wie ich sehe.«

»Ja, einige Kameraden hatten etwas gegen uns. Es war verdammt knapp, Jane.«

Wir gingen ins Haus zurück. Jane faßte verstohlen meine Hand. Auch sie war heilfroh, mich gesund wieder zu sehen. Wenn sie es auch nicht

so zeigte oder zeigen konnte wie Sheila Conolly.
McBowen schloß die Tür. Die Fackeln waren inzwischen gelöscht worden. Jane Collins berichtete mit knappen Sätzen. Ich konnte mir vorstellen, was die vier Menschen hier durchgemacht hatten, als die Untoten auftauchten. Leicht war das sicherlich nicht gewesen.
Es war müßig, über die Vergangenheit nachzudenken, die Zukunft mußte uns interessieren. Und die würde schlimm genug werden. Um das zu wissen, brauchte man kein Hellseher zu sein.
Ich berichtete, was uns widerfahren war. An Sheilas Gesicht las ich ab, wie sehr sie mit ihrem Mann fühlte. Dann sprach ich davon, daß Suko ebenfalls auf dem Weg hierher war und sicherlich bald hier eintreffen würde.
»Stellt sich nur die Frage, wer hinter all den Vorgängen steckt und welches Ziel damit verfolgt wird.«
»Den Mann im Hintergrund kenne ich.«
Mehrere Augenpaare schauten mich überrascht an.
»Es ist der Schwarze Tod!«
Ich sah das Erschrecken in Sheilas und Janes Augen. Auch sie hatten schon genug von meinem härtesten Gegner gehört, um zu wissen, wie schwierig es war, gegen ihn im Kampf zu bestehen.
»Aber was hat er vor?« fragte Jane.
»Das weiß ich noch nicht.«
»Und woher weißt du, daß der Schwarze Tod hinter all dem steht?«
»Aus einem alten Buch.«
»Vergessen Sie das Ungeheuer nicht«, meinte der alte McBowen.
»Welches Ungeheuer?«
»Ogur, das Monster aus der Tiefe.« Der Alte räusperte sich. »Dieser Name geistert durch alle Sagen und Legenden, die sich um den See ranken.«
»Erzählen Sie mehr davon.«
»Sie kennen doch die Geschichte des Count of Ferryguard. Der hat seine Verwandtschaft in den Tod geschickt. Das Schiff ist auf dem See gesunken, aber nicht durch einen Sturm, sondern weil sich Ogur die Menschen geholt hat.«
»Haben Sie Ogur schon mal gesehen?« erkundigte ich mich.
»Nein.«
»Dann gibt es keine Beschreibungen?«
Jetzt zögerte der Alte mit der Antwort. »Eigentlich doch«, sagte er nach einer Weile.
»Und wo?«
»Im Heimatmuseum unserer Stadt.«
»Wer hat das Ungeheuer denn gezeichnet?« fragte ich.
»Leute, die es gesehen haben.«
»Es gibt also welche?«

»Sicher.«
McBowen war ziemlich einsilbig. Ich verstand den Grund nicht und fragte danach.
Er gab auch eine Antwort. »Alle, die Ogur gesehen haben, sind kurz danach gestorben.«
»Aber sie haben es noch zu Papier bringen können«, sagte ich. Nur das war wichtig, und ich wollte mir die Zeichnungen ansehen.
»Hat das Museum geöffnet?« fragte Bill.
»Ja.«
»Dann nichts wie hin.«
Wir entschieden, die Frauen in einem Restaurant auf uns warten zu lassen. McBowen, Bill Conolly und ich wollten uns das Museum einmal anschauen. Bob McClure hatte kein Interesse. Er wollte zu Marion Mitchell, was durchaus verständlich war.
»Aber vorher ziehe ich mich um«, sagte Bill und deutete auf seine nasse Kleidung.
»Hast du denn noch was zum Wechseln?« fragte ich.
»Nein.«
»Dann kauf dir was«, sagte Sheila. »Ich helfe dir beim Aussuchen.«
Bill verdrehte die Augen.
Auch an mir ging der Krug nicht vorüber. Aber wir brauchten neue Sachen. Wenn das so weiterging, wurde der Fall ein ziemlich teurer Spaß.
Der alte McBowen begleitete uns. Nur in einen Laden ging er nicht mit hinein.
Er war der Meinung, daß er schon zu viele Klamotten im Schrank hängen hatte.

***

Ryan McNeal saugte wütend an seiner Zigarette. Die Stimmung hatte sich verändert, das spürte er genau. Sie war explosiver geworden, härter, unversöhnlicher.
McNeal bekam die Sache nicht mehr richtig in den Griff. Er mußte nach drei Seiten gleichzeitig schlagen.
Da waren erst einmal die Reporter und Pressehaie. Sie witterten eine Sensation und bombardierten Ryan McNeal mit Fragen.
Ferner wollten die beiden Konstabler des Ortes unbedingt eine Untersuchung durchführen und deshalb den Start des Rennens um mindestens einen Tag verschieben.
Doch da spielten die Fahrer nicht mit. Ihr gewählter Anführer, ein Mann namens Greg Nichols, hatte es McNeal deutlich genug zu verstehen gegeben. Ryan McNeal gestand sich ein, daß ihm dieser Greg Nichols etwas suspekt war. Er machte ihm einen ungeheuer abwesenden Eindruck. Sein Blick war kalt und leblos, ohne jeglichen

Funken Gefühl, wie ein Roboter.

»Wir werden starten, Mr. McNeal«, sagte er mit Nachdruck in der Stimme.

»Nichts und niemand hält uns davon ab. Auch Sie nicht.«

»Wenn ich die Genehmigung nicht gebe, läuft nichts«, konterte der Rennleiter.

»Sind Sie sicher?«

Da schwieg McNeal und wandte sich ab. Aber sofort waren die beiden Polizisten wieder bei ihm. Sie überreichten ihm eine einstweilige Verfügung, die besagte, daß das Rennen um einen Tag verschoben wurde.

»Und dabei bleibt es«, sagte der Polizist hart.

McNeal knirschte mit den Zähnen, konnte aber gegen die Anordnung nichts unternehmen.

Wütend drehte er sich um. Am liebsten hätte er sich in ein Mauseloch verkrochen und nichts gehört und gesehen. Aber das ging nicht, die nächste Aufgabe wartete schon. Er wagte sich gar nicht auszurechnen, was es für ein Theater bei den Fahrern geben würde, wenn er von der Verschiebung berichtete, und er gestand sich ehrlich ein, daß er davor Angst hatte.

Doch zuerst waren die Pressefritzen an der Reihe.

Sie hockten im Info-Center und vertrieben sich die Zeit mit Kartenspielen und Rauchen. Zudem wurde so manche Flasche geleert. Als McNeal das Info-Center betrat, wurde es still.

Nur eine Stimme aus dem Hintergrund sagte: »Ah, der große Meister kommt. Kinder, jetzt wird es spannend.«

Es wurde nicht spannend.

Mit wenigen spröden Worten erklärte McNeal, daß das Rennen verschoben worden war.

Es entstand ein Tumult. Die Journalisten waren sauer, suchten einen Sündenbock und fanden ihn in McNeal.

»Wir werden über alles genau berichten, Mister. Und das auf Seite eins. Für den Motorboot-Rennsport ist Loch Morar gestorben. Verlassen Sie sich darauf.«

»Aber ich kann doch nichts dafür«, verteidigte sich McNeal.

»Einer muß den Kopf schließlich hinhalten!«

Da verließ McNeal wütend den Raum. »Mistkerle!« fluchte er. »An die Behörden wagen sich diese Schreiber nicht heran. Da haben sie zuviel Angst, aber mit uns können sie es ja machen. Shit.« Er suchte Clive Thomas, seinen Assistenten, aber der war im Augenblick nicht aufzufinden. Wahrscheinlich dachte er immer noch darüber nach, wie es wohl geschehen konnte, daß aus einer Wunde, die sich einer der Fahrer zugefügt hatte, kein Blut trat.

McNeal raufte sich die Haare. Er kochte fast über, so wütend war er.

Sein Blick glitt hinüber zum Fahrerlager. Rote Markierungen sperrten es ab.

Die Männer einer privaten Wachgesellschaft sorgten dafür, daß die Markierungen niemand überschritt, der im Lager nichts zu suchen hatte.

Dort entdeckte McNeal auch seinen Assistenten. Thomas schlich um das Fahrerlager herum wie die Katze um den heißen Brei.

McNeal lief zu ihm. »Da sind Sie ja endlich«, schimpfte er.

Thomas, der Woody-Allen-Typ, zuckte zusammen. »Was ist, Sir?«

»Was ist? Was ist?« äffte McNeal nach.

»Der Start wird um mindestens einen Tag verschoben.«

Greg Nichols hatte die Worte gehört, da er zufällig in der Nähe stand. Er lachte.

McNeal wandte sich um.

Da schritt Greg Nichols mit steifen, ungelenk wirkenden Schritten davon. McNeal wurde der Kerl immer unheimlicher…

***

Um an die Eingangstür des Museums zu gelangen, mußten wir eine steile Außentreppe hochsteigen.

Hintereinander blieben wir auf den Stufen stehen.

Eine Klingel gab es nicht, und der alte McBowen betätigte den Klopfer.

Dreimal wuchtete er den Metallring gegen das Holz, bevor eine brummige Stimme rief: »Geschlossen!«

Die Tür wurde aber dennoch geöffnet.

Ein unheimlich dünner Mensch stand vor uns. Er reichte fast bis zur oberen Türbegrenzung und schaute uns strafend an.

»Wir sind es nur, Long Tom«, sagte McBowen. »Gib schon den Weg frei, du Nachtgespenst.«

Long Tom wühlte in seiner Rocktasche herum, holte schließlich einen Kneifer hervor und setzte ihn auf den Nasenrücken.

»Du bist nicht allein?«

»Nein, ich habe Freunde mitgebracht.«

»Was wollt ihr?« Long Toms hageres Gesicht zuckte.

»Einen Rundgang machen.«

»Aber wir haben…«

»Für uns hast du nicht geschlossen«, sagte der alte McBowen schnell. »Laß uns rein.«

Long Tom gab den Weg frei und schloß dann die Tür.

Es roch nach Bohnerwachs. Der Boden glänzte. Wir stellten uns vor. Ich nannte sicherheitshalber meinen Beruf, damit Long Tom beruhigt war.

»Ja dann«, nuschelte er und schaute mich durch den Kneifer

zwinkernd an.
»Ich weiß nicht, was Sie hier wollen.«
»Nur einen Rundgang«, erwiderte Bill.
»Ist das ein Kollege von Ihnen?« fragte Long Tom.
»Ja.«
»Uns interessieren besonders die Zeichnungen über das Monster Ogur.«
Long Tom erschrak sichtlich.
»Ist was?« fragte ich.
»Damit sollte man nicht spaßen, Sir.«
»Womit?«
»Mit Ogur.«
»Ich habe auch nicht gesagt, daß ich damit spaßen will, Mister.«
»Zeig uns endlich die Bilder«, forderte McBowen.
»Natürlich, kommen Sie mit.« Long Tom ging vor uns her. Der graue Anzug schlotterte um seine Figur. Die Jacke und die Hosenbeine waren viel zu kurz.
Long Tom ging gebeugt. Vor einer braun gebeizten Tür blieb er stehen, holte einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete.
Wir betraten einen muffig riechenden Raum. Durch die grün getönten Scheiben drang kaum Helligkeit.
Long Tom machte Licht.
Im Raum verteilt standen einige Glasvitrinen, in denen die Zeichnungen lagen. Ich war neugierig und trat an eine Vitrine heran.
Die Zeichnung war schon alt, das bewies das vergilbte Papier. Jemand hatte mit Tinte gemalt, die Umrisse waren verblaßt, aber noch zu erkennen.
Bill Conolly stand rechts neben mir und schaute ebenfalls. Der alte McBowen hielt sich zurück.
Die Zeichnung war in der Tat schlecht zu erkennen. Ich beugte mich weit über die Glasplatte. Die Umrisse des Monsters erinnerten an eine Riesenechse. Mit Mühe erkannte ich das geöffnete Maul, und es schien mir auch, als würde dort eine gewaltige Zunge herauszüngeln.
»Sind die Vitrinen nicht beleuchtet?« fragte ich Long Tom.
»Nein, Sir.«
Ich ging zur nächsten. Auch hier das gleiche Bild. Allerdings war die Zeichnung noch schlechter zu erkennen.
Ich las die Namen halblaut vor, die auf den Vitrinen standen.
»Diese Leute sind gestorben«, klärte mich Long Tom auf.
»Woran?«
Long Tom hob die knochigen Schultern, und sein Jackett geriet in schaukelnde Bewegungen.
»Den einen hat es auf einer Bootsfahrt erwischt, der andere ist beim Spaziergang umgekommen – und die beiden letzten?« Er hob die

Schultern. »Das war vor meiner Zeit, ich weiß es nicht…«

»Wahrscheinlich sind sie ebenfalls auf eine sehr unkonventionelle Weise ums Leben gekommen«, vermutete ich.

»Das ist sicher«, meinte McBowen. Seine Stimme klang seltsam kratzig. Er fühlte sich in diesem Raum nicht wohl, das merkte man ihm an.

Bill Conolly hob die Schultern. »Das wär's wohl«, sagte er. »Meinetwegen können wir gehen. Ich sehe mir das Monster lieber in natura an.«

»Spotten Sie nicht, Mr. Conolly«, sagte der alte McBowen warnend.

Ich war schon an der Tür. Long Tom schloß den Raum wieder hinter uns zu.

»Andere Dinge, die unmittelbar mit dem Monster zusammenhängen, können Sie uns nicht zeigen?«

»Doch«, meinte er zögernd.

»Was, zum Beispiel?«

»Wir müßten in den Keller runter.«

Ich lächelte. »Dann tun wir's doch.«

»Ja – wie Sie meinen.« Long Tom ging vor uns her. Er stolperte fast über seine eigenen Füße, solch einen ondulierten Gang hatte der Knabe. Die Treppe zum Keller war noch steiler als die außen vor dem Haus. Hier konnte man sich sehr leicht den Hals brechen. Zudem hing die Decke tief, und Long Tom schlich fast in einer Haltung von neunzig Grad die Stufen hinab.

Auch Bill und ich mußten den Kopf einziehen.

Der Keller war ein regelrechtes Verlies. Dicke, feuchte Mauern rahmten die einzelnen Gänge ein. So etwas war für die Ewigkeit gebaut. Der breite Gang war voll gestopft mit Gerümpel aller Art. So mancher Trödler hätte daran seine helle Freude gehabt. Uns aber standen die Klamotten nur im Weg, und Bill stieß sich auch prompt das Schienbein. Er fluchte.

Wir schritten durch bis zur Gangmündung und stoppten schließlich vor einer mit Eisenbeschlägen versehenen Holztür. Es gab zwar elektrisches Licht, aber die einzelnen, mit Gittern versehenen Lampen hätte man mal entstauben müssen, damit sie auch ausreichend Licht spendeten. So waren sie nur mehr trübe Funzeln.

Der Museumshüter trug sämtliche Schlüssel bei sich. Wieder kramte er in seinen Taschen herum und fand den passenden Schlüssel.

Die Tür quietschte erbärmlich, als sie aufgezogen wurde.

»Gibt es im Keller auch Licht?« fragte ich.

Ohne sich umzudrehen, erwiderte Long Tom: »Nein.«

»Dann müssen wir hier Blindekuh spielen?« knurrte Bill.

»Es gibt Kerzen.«

Wenigstens etwas.

Wir blieben an der Tür stehen, und Long Tom wühlte irgendwo in den alten Sachen herum.

»Ich hab's!« rief er und kehrte mit zwei dicken Kerzen zu uns zurück.

Bill hielt die Streichhölzer schon bereit und zündete die beiden Dochte an.

»Halten Sie mal.« Long Tom übergab mir die Kerzen.

Ich schritt hinter ihm in den Raum hinein. Bill hielt sich an meiner Seite, und McBowen blieb draußen.

Der Raum war mit allerlei Gerümpel gefüllt. Ich sah Spiegel an den Wänden hängen, dazwischen hüfthohe Kommoden stehen, viel, viel Staub bedeckte alles.

Long Tom streckte seinen hageren Zeigefinger aus, deutete in die Runde und zeigte dann auf eine Kiste.

Sie stand mitten im Raum.

In der Form erinnerte sie mich an eine alte Schatztruhe, wie man sie in Piratenfilmen oft sieht.

»Hier ist es drin.« Long Tom machte es geheimnisvoll.

»Was ist das?«

»Psst.« Er legte seinen Finger auf die Lippen und machte es verflucht spannend.

Im Licht der Kerzen sah sein Gesicht seltsam bleich aus, und auch die Augen flackerten unstet. Er senkte seine Stimme zu einem Flüstern und sagte: »Was ich Ihnen jetzt mitteile, habe ich noch nie irgendeinem Menschen gesagt. Ich breche hiermit ein Versprechen, aber ich habe gesehen, daß man Ihnen vertrauen kann. Außerdem überliefern die alten Texte, daß irgendwann jemand kommen wird, der dem Spuk ein Ende bereitet.«

»Ich verstehe nichts«, sagte Bill.

»Sie müssen Geduld haben«, wisperte Long Tom. Er bückte sich, um seine Hände auf den gerundeten Deckel der Truhe zu legen. »Dort ist das Geheimnis verborgen.«

»Schließen Sie auf«, sagte ich.

Die Schlösser waren verrostet. Den Schlüssel dafür trug Long Tom nicht bei sich, sondern holte ihn aus einer der Kommoden. Der Schlüssel war klein. Er paßte jedoch zu den Schlössern.

Schwierig war es, die Dinger aufzubekommen. Mit der Zeit hatte sich sehr viel Rost angesetzt.

Long Tom bewegte den Schlüssel ein paarmal hin und her. Es knirschte, und Rost rieselte nach unten, aber die Schlösser blieben zu.

»Leuchten Sie mal.«

Bill bückte sich und brachte die Kerzen in die Nähe der alten Truhe. Dann packte der Schlüssel.

Das Schloß sprang auf.

Wenig später auch das zweite.

»Geschafft!« Aufatmend trat Long Tom zurück. Er richtete sich unbedacht auf und stieß sich den Kopf an der Decke. »Wollen Sie den Deckel abheben, Mr. Sinclair?« fragte er mich.
»Sie machen es sehr spannend.«
»Das ist es auch. Denn was dort in der Truhe liegt, ruht schon Hunderte von Jahren darin.«
»Sie machen mich neugierig«, gab ich zu.
»Öffnen Sie bitte.«
Bill stieß mich an. »Na los, worauf wartest du, Alter.«
Ich umfaßte mit beiden Händen den Rand des Deckels und hob ihn an.
Verdammt, war das schwer. Der Deckel klemmte. Long Tom half mir bei der Arbeit. Zu zweit schafften wir es und wuchteten den Deckel hoch. Er fiel zur anderen Seite und knallte gegen die äußere Rückwand der Truhe.
Staub wallte auf und vernebelte die Sicht.
Bill trat noch näher heran und leuchtete mit den Kerzen in die Truhe hinein.
Wir waren beide enttäuscht, denn es gab nicht viel zu sehen. Was wir unter Umständen hätten entdecken können, war in Lumpen eingewickelt.
»Wir müssen es auspacken«, sagte Long Tom. »Die Sachen sollten geschützt werden, wie es die Vorschrift verlangte.«
Wir kamen jedoch nicht mehr dazu, die Truhe zu leeren. Plötzlich geschah etwas, das unsere Pläne vorerst über den Haufen warf.
An der Wand zeichnete sich das Flimmern zuerst ab.
»Da, sieh doch!« rief Bill.
Ich hatte geduckt dagestanden und hob rasch den Oberkörper.
Das Flimmern wurde stärker und nahm die Konturen einer Gestalt an, die eines Menschen…
Long Tom fing an zu zittern. Er wich bis zur Tür zurück und blieb stehen.
»Ich habe es geahnt«, jammerte er. »Ich habe es geahnt. Es geschieht noch was. Man weckt nicht ungestraft die Geister und die bösen Mächte…«
Der alte McBowen hatte sich sowieso verzogen, und nur Bill und ich sahen der neuen Erscheinung oder der Gefahr ins Auge.
Meine Hand rutschte in den Jackett-Ausschnitt. Ich hatte mir einen Anzug aus feinem Cord gekauft. Bill ebenfalls. Nur in der Farbe unterschieden sie sich.
Die Umrisse flimmerten noch immer auf der Wand. Sie wurden aber von Sekunden zu Sekunde stärker. Auch das Innere veränderte sich, es wurde ausgefüllt.
Ein Mensch entstand – oder ein Geist?

In Lauerstellung warteten wir ab.
Wir warteten nicht vergebens.
Der Geist verließ die Wand. Schritt aus dem Gestein hervor und schwebte als manifestierte Gestalt auf uns zu.
Klein von der Körpergröße her, eine leicht grünlich schimmernde Haut, einen dunklen Mantel um den Körper und ein hinterlistiges Lächeln auf den Lippen.
So kannte ich ihn, so kannten wir ihn.
Myxin, den Magier!

***

Kein geringerer als er war auf magische Art und Weise aus der Wand getreten und hatte sich in diesem Kellergewölbe unter dem Museum materialisiert.
Myxin – eine Legende, eine Sage, die zur Wirklichkeit geworden war. Eine Erinnerung an Atlantis, ein Dämon und der Erzfeind des Schwarzen Todes. Er war erschienen.
Warum?
Myxin war auch unser Feind, denn er selbst strebte, wie auch der Schwarze Tod, nach der Macht im Dämonenreich. Es war noch gar nicht lange her, da hatten wir Myxin eine wirkungsvolle Waffe abgenommen. Die Dämonenpeitsche.[1]
Daß mich der Schwarze Tod noch nicht geschafft hatte, das hatte ich so komisch es klingen mag, auch Myxin zu verdanken. Denn er hoffte darauf, daß ich irgendwann den Schwarzen Tod besiegen würde, und hatte mir aus diesem Grunde schon manche Hilfe zuteil werden lassen.
Trotzdem war er einer unserer Feinde, denn Myxin stand auf der anderen Seite. Er war kein Mensch, sondern ein Dämon. Das durfte man nie vergessen.
Er sprach uns an. »Ihr könnt eure Waffen stecken lassen«, sagte er. »Silberkugeln kitzeln mich nicht einmal.«
»Ich weiß.«
»Dann ist es ja gut. Laß uns miteinander reden, Sinclair!«
»Was willst du?« fragte ich.
Er wich mir aus. »Hat dir die Dämonenpeitsche schon gute Dienste erwiesen?«
»Das hat sie.«
»Aber der Schwarze Tod lebt immer noch.«
Ich lächelte. »Wir dachten, daß es dir gelingen würde, ihn zu besiegen.«
»Ich bin dabei.«
»Welch löblicher Vorsatz.«
Er schüttelte den Kopf. »Du solltest nicht spotten, John Sinclair. Die Lage ist zu ernst.«

»Was hast du vor?«

»Zwischen dem Schwarzen Tod und mir bahnt sich langsam eine Entscheidung an. Der See hier ist zu einem Kampfplatz auserwählt worden. Ich werde diesen Stützpunkt des Schwarzen Todes noch in der folgenden Nacht für alle Zeiten vernichten. Meine Diener stehen schon bereit.«

Ich nickte hastig. »Das glaube ich dir gern, Myxin. Mein Freund und ich haben sie schon kennen gelernt.«

»Du irrst dich, John Sinclair. Ich habe euch auf dem See beobachtet. Die Untoten dort waren oder sind nicht meine Getreuen. Sie hören auf den Schwarzen Tod und sind meine Feinde. Eigentlich müßte ich dir sogar dankbar sein, daß ihr einige getötet habt.«

»Wer sind deine Diener?«

»Versuche nicht, dies herauszufinden, Geisterjäger. Dieser Kampf geht nur den Schwarzen Tod und mich etwas an. Halte du dich heraus. Diese Warnung gebe ich dir.«

»Und wenn unschuldige Menschen mit hineingezogen werden?« fragte ich.

»Haben sie Pech gehabt.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Myxin, wir werden uns nicht heraushalten, sondern kämpfen. Verlaß dich drauf. Ich glaube, du kennst mich immer noch nicht.«

»Es war ein Rat, John Sinclair!«

Als er meinen Namen aussprach, wurde seine Gestalt bereits durchsichtig.

Dann löste sie sich so rasch auf, wie sie erschienen war. Ein letzter Hauch noch, und sie war verschwunden.

Bill und ich standen allein im Kellerraum.

Ich drehte mich um.

Long Tom lugte um die Türecke. Er bibberte. »Ist er – ist er weg?« fragte er.

»Ja.«

Long Tom schlich näher. »Wer war das?« flüsterte er und schaute sich vorsichtig um. Wahrscheinlich war er noch nicht davon überzeugt, daß die Luft auch tatsächlich rein war.

»Ein Dämon«, erwiderte ich.

»Kennen Sie ihn?«

Ich nickte.

Bill Conolly übernahm das Wort. »Was meinst du, John, was dieser alte Bruder wohl wirklich wollte?«

Ich hob die Schultern. »Er wollte uns eine Warnung zukommen lassen. Ist doch nett von ihm.«

»Glaubst du das?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Hör zu, Bill«, wandte ich mich an meinen Freund. »Wir beide wissen, daß die andere Seite noch nie mit offenen Karten gespielt hat. Ihre waren immer gezinkt, und ich bin sicher, daß dies auch bei Myxin der Fall ist. Er kennt uns gut genug, um zu wissen, daß wir auf seinen Vorschlag nie eingehen würden. Wenn irgendwie eine Chance besteht, Dämonen zu bekämpfen, dann lassen wir uns diese nicht nehmen. Soweit, so gut. Myxin hat durch seine Worte erreicht, daß wir uns mit doppeltem Eifer in den Kampf stürzen. Er konzentriert sich auf den Schwarzen Tod. Aber da ist noch eine Unbekannte in der Rechnung.«

»Ich weiß.« Bills Gesicht strahlte. »Ogur, dieses Monster.«

»Genau. Ogur gehorcht dem Schwarzen Tod. Myxin kann es nicht ausrechnen oder einschätzen. Er wird nicht genau wissen, wie stark es ist, und er braucht all seine Kräfte und die seiner Diener, um dem Schwarzen Tod und dessen Armee gegenüberzutreten. Also versuchte er, uns auf raffinierte Weise auf Ogur zu hetzen, damit wir uns mit diesem Monster beschäftigen, es ablenken und seine Position damit indirekt stärken. Gar nicht so schlecht ausgedacht. Myxin ist doch ein verdammt raffinierter Bruder.«

»Was er schon oft bewiesen hat«, sagte Bill. »Leider wissen wir noch nicht, was in dieser Truhe steckt.«

»Aber in fünf Minuten«, erwiderte ich und begann damit, die alten Kleidungsstücke zu entfernen.

Zuerst fiel mir ein aus brüchigem Leder bestehender Köcher in die Hände. Er war, an seiner Oberkante mit einem Deckel verschlossen.

Ich öffnete ihn.

Bill Conolly und Long Tom schauten mir über die Schulter hinweg zu.

Ich griff in den Köcher und zog einen silbernen Pfeil hervor.

»Da schlag doch einer lang hin«, flüsterte Bill Conolly. »Ein Silberpfeil. Nachtigall, ich höre dir trapsen.«

Insgesamt holte ich sieben silberne Pfeile aus dem Köcher.

»Damit hätte ich nie gerechnet«, flüsterte Long Tom. »Aber es stand in der Schrift.«

»Halte mal«, sagte ich zu Bill und reichte ihm den Köcher. Ich wühlte weiter.

Und dann fand ich das Gegenstück zu den Pfeilen.

Eine Harpune.

Daß sie ihr Alter hatte, sah man ihr an. Die Konstruktion war simpel. Eine einfache Doppelschiene, auf die der Pfeil gelegt und von der er geschossen wurde. Allerdings war das Spannungsseil brüchig geworden. Wir würden es wechseln.

»Was sagst du?« fragte ich Bill, als ich ihm die Harpune zeigte.

»Das ist mehr, als wir erwarten konnten.«

»Und damit muß Ogur getötet werden«, sagte Long Tom. »So steht es geschrieben. Sieben Pfeile sollen ihn treffen und in die tiefste Hölle schicken.«

»Wo befindet sich denn die geheimnisvolle Schrift?« fragte ich ihn.

»Auch in der Truhe.«

»Und Sie haben sie noch nie geöffnet?«

»Nein.«

»Woher wissen Sie dann, was in der Schrift steht?«

»Mein Vorgänger hat es mir erzählt. Er war ein sehr weiser Mann, der sich mit Schwarzer Magie beschäftigt hat.«

»Und ihm ist sein Leben lang nichts passiert?« hakte ich nach.

»Weshalb?«

»Wer sich mit Schwarzer Magie beschäftigt, sie studiert und sich dem Satan verschreibt, dem wird irgendwann einmal die Rechnung präsentiert.«

Long Tom winkte ab. »Er hat sich nicht dem Satan verschrieben und auch nicht den Teufel angebetet. Im Gegenteil, er war der erklärte Feind der anderen. Und er hat mich immer wieder davor gewarnt, mich auf die andere Seite zu stellen. Ich, der ich ein Wicht zu meinem Vorgänger bin, habe genau zugehört. Für mich war es das Beste, die Dinge ruhen zu lassen und erst gar nicht versuchen, selbst sich an irgendwelche Experimente zu wagen. Ich habe die Truhe nie geöffnet, wollte es auch nicht, denn ich kannte ihren Inhalt.« Ich glaubte Long Tom. Dieser Mann war zwar etwas verschroben, aber eine ehrliche Haut. Und so etwas zählt in unserer heutigen Zeit schon was.

Der alte McBowen tauchte wieder auf. Wie ein Dieb schlich er durch die offene Kellertür. Die Kerzen brannten noch immer und überwarfen unsere Gesichter mit flackernden Schatten.

»Ist alles in Ordnung?« fragte der Alte.

»Natürlich«, erwiderte ich. Eine nähere Erklärung gab ich ihm nicht. Stattdessen suchte ich innerhalb der Truhe nach der alten Schriftrolle. Ich fand sie verpackt in einer Hülle.

»Das hat auch mein Vorgänger gemacht«, sagte Long Tom stolz.

»Muß ein sehr weiser und vorausschauender Mann gewesen sein«, meinte Bill Conolly.

Long Tom nickte hastig.

»Sonst wollten Sie uns nichts zeigen?« erkundigte ich mich bei ihm.

»Nein, Sir.«

»Dann können wir ja gehen.« Ich schaute Bill an. »Was dagegen, Alter?«

»Nein, sollte ich?« Bill stellte die Kerzen weg, blies sie aus und half mir tragen.

Er nahm die Harpune, ich den Köcher und die Rolle. Ich wollte sie

oben studieren und war gespannt darauf, was die Vorfahren hier hinterlassen hatten.

Der alte McBowen schritt als erster die Stufen hoch. Sicherlich war er der glücklichste von uns dreien, weil er wieder ans Tageslicht konnte.

»Wir gehen am besten in mein Büro. Dort sind wir ungestört«, sagte Long Tom.

Ich hatte nichts dagegen.

Der Raum war spartanisch eingerichtet. Nur an den Wänden hingen zahlreiche Bilder. Sie zeigten Motive vom Dorf und dessen Umgebung. Es waren die Werke von Hobbykünstlern. Naiv gezeichnet, aber nicht schlecht.

Ein Bild fiel mir besonders ins Auge.

Es war größer als die anderen und zeigte einen Teil des Sees, den ich noch nicht kannte. Hohe Felsen standen am Ufer. Sie waren wuchtig, kantig und schroff. Der Künstler hatte auch die Brandungswellen gemalt, die gegen die Felsen schäumten. Die ganze Szene spielte bei Sturm und Regen. Graue Schleier peitschten schräg über das Wasser, und am Himmel segelten gewaltige Wolkentürme.

Das Ungeheuer sah ich nicht.

Long Tom trat zu mir. »Gefällt Ihnen das Bild?«

»Ja.«

»Ich habe es gemalt«, sagte er stolz.

»Sie haben sehr viel Atmosphäre eingefangen«, lobte ich ihn.

Er hob die Schultern. »Ich habe mich zumindest bemüht.«

Ich deutete auf die Felsen. »Kennen Sie diesen Teil des Loch Morar genauer?«

Er nickte. »Dort gibt es nicht nur die Felsen«, erklärte er, »sondern auch Strudel und Unterwasserhöhlen. Man spricht von einem gewaltigen Labyrinth, durch das regelrechte Flüsse strömen, und das auch dem Ungeheuer als Schlupfwinkel dienen soll.«

»Das heißt, wenn wir Ogur finden wollen, müssen wir in diese Höhlen hinein.«

»Genau, Sir.«

Ich wandte mich zu Bill um. »Reizende Aussichten, nicht wahr?«

»Das kannst du wohl sagen.«

»Sind die Höhlen erforscht?« fragte ich den Museumsleiter.

»Wo denken Sie hin. Dort traut sich doch niemand rein. Es ist viel zu gefährlich.«

Ich nickte gedankenverloren. »Wir werden es wohl wagen müssen«, erwiderte ich.

»Das kann schon sein.«

Bill hatte inzwischen die Schriftrolle hervorgeholt und ausgebreitet. Er bat mich zu einem kleinen Tisch, und gemeinsam begannen wir den Text zu lesen.

Er war in lateinischer Sprache abgefaßt. Zum Glück hatte ich Latein auf der Schule gelernt, und es bereitete mir keine Schwierigkeiten, ihn zu verstehen. Wir fanden die Bestätigung.

Das Monster konnte in der Tat nur mit sieben Pfeilen erledigt werden. Die Pfeile waren von einem gläubigen Kunstschmied angefertigt worden für den Mann, der später einmal gegen das Monster kämpfen sollte!

War ich der Mann?

Es sah so aus.

Ich las weiter und erfuhr, daß Ogur ein vom Teufel erschaffenes Wesen war. Er besaß die Kraft der Hölle. Ogur sollte aber nur dem dienen, der auch loyal an der Seite des Höllenfürsten Asmodis stand.

Und das war der Schwarze Tod.

So griff ein Rädchen ins andere, und langsam durchschaute ich das teuflische Mosaik.

»Es geht kein Weg daran vorbei. Wir müssen es vernichten. Oder vielmehr ich.«

Bill schüttelte den Kopf. »Allein lasse ich dich nicht ziehen«, sagte er.

»Du mußt hier bleiben, Bill. Denk an Myxin. Auch er mischt noch kräftig mit.«

»Wieso? Suko kommt doch.«

Da hatte Bill recht. Ich war heilfroh, daß ich meinen chinesischen Partner noch angerufen hatte. Wir hatten einen Zwei-Fronten-Kampf zu führen und mußten überall stark besetzt sein.

Suko sollte die eine Flanke abdecken.

»Stellt sich nur die Frage, wer Myxins Diener sind«, sagte Bill Conolly.

Darauf konnte ich ihm auch keine Antwort geben.

»Sie werden versuchen, das Monster auszuschalten?« fragte Long Tom. »Trotz aller Gefahren?«

»Ja.«

»Dann darf ich Ihnen viel Glück wünschen.« Er reichte uns die Hand.

Danach gingen wir. Und ich muß ehrlich zugeben, daß ich doch ein flaues Gefühl in der Magengegend hatte.

Sieben Pfeile hatte ich.

Siebenmal mußte ich treffen.

Aber was geschah, wenn ein Pfeil fehlte?

***

Suko hatte sich wirklich beeilt. Aber er war nicht allein. Shao wollte unbedingt mitkommen.

Shao, Sukos Freundin, war eine geballte Ladung an fernöstlichem Sex.

Hüftlang trug sie das rabenschwarze Haar. Ihre Haut erinnerte an die

eines Pfirsichs. Die schrägen, mandelförmigen Augen hatten einen sanften Ausdruck, doch so sanft war Shao nicht. Sie konnte auch ganz schön kratzbürstig sein, und Suko hatte keinen leichten Stand.

Aber welcher Mann hat den schon?

Die Chinesin hatte sich nicht davon abhalten lassen, mitzureisen. Da konnte Suko sagen, was er wollte – Shao flog und fuhr mit. Zuerst mit der planmäßigen Maschine bis Glasgow, und dort hatte sich Suko ein Motorrad geliehen.

Eine 1000er Honda Goldwing.

Ein Geschoß!

Suko liebte schnelle Maschinen, und er beherrschte sie auch.

Suko war ein Motorrad-Fan. Zu Hause stand für ihn eine Harley Davidson bereit, aber mit der Honda war er ebenfalls sehr zufrieden. Und er kam schneller auf den engen Straßen der Highlands voran als mit einem Auto.

Shao machte die Fahrt nichts aus. Sie hockte auf dem Rücksitz, hatte ihre Hände um Sukos Hüften gelegt, und der Sturzhelm leuchtete wie eine rote Sonne.

Wohl war Suko nicht. Er hatte allein fahren sollen, doch Shao war von ihrem Vorsatz nicht abzubringen gewesen. Jetzt mußten er und sie eben in den sauren Apfel beißen.

Am Nachmittag erreichte Suko den Ort Seaground. Er wußte, wo ich wohnte, und fuhr sofort zu der kleinen Pension.

Suko stellte seine Maschine neben meinem Bentley ab und nahm den Helm vom Kopf. Shao tat es ihm nach. Der Chinese sah wüst aus in seiner Lederkleidung, die seine Figur noch breiter und wuchtiger aussehen ließ.

Einige in der Nähe herumlungernde Zuschauer gafften wie Mondkälber und rissen die Augen erst recht auf, als Shao ihren Helm abgenommen hatte. Sie bewegte sich in der eng anliegenden Lederkleidung wie eine Schlange und strahlte einen ungeheuren Sex aus.

Einige Männer begannen zu pfeifen.

»Hallo, Puppe, bei mir bist du besser aufgehoben als bei dem nachgemachten Rocker«, rief ein besonders frecher und aggressiver Typ.

Weder Shao noch Suko kümmerten sich um den Rufer, sondern schritten die Stufen zum Eingang hoch und klingelten.

Mrs. Blyton, die Wirtin, öffnete.

Sie erschrak, als sie die beiden Asiaten sah.

»Mein Gott, haben Sie mich…«

Suko lächelte. »Ich bin mit Mr. Sinclair verabredet.«

Das Gesicht der Frau nahm einen bedauernswerten Ausdruck an. »Oh, das tut mir leid. Mr. Sinclair ist leider nicht hier.«

»Sie wissen nicht, wo er hingegangen ist?«

»Nein!«

»Da kann man nichts machen«, sagte Suko. »Aber wenn Mr. Sinclair zurückkommt, dann sagen Sie ihm doch, daß ich hier gewesen bin. Mein Name ist Suko.«

»Werde ich machen.«

»Ich danke Ihnen.«

Suko nahm Shaos Arm und schritt mit ihr die Treppe hinunter. Mrs. Blyton aber wunderte sich und baute gleichzeitig ein Vorurteil ab. Bisher hatte sie sämtliche Chinesen als gefährlich eingestuft. Daß es jedoch so nette Leute darunter gab, hätte sie nicht gedacht.

»Man darf eben nicht alles glauben, was manche Zeitungen schreiben«, murmelte sie und schloß die Tür.

Suko und Shao waren neben der Honda stehen geblieben.

»Willst du John suchen?« fragte Shao.

»Nein, das hat keinen Zweck.« Der Chinese schaute sich um und sah jenseits der Mauer die zahlreichen Menschen am Startplatz des Rennens. »Vielleicht befindet er sich dort.«

»Aber da gibt es keine Geister.«

»Wir können trotzdem nachschauen.«

»Wie du willst.«

Die beiden schlenderten dem Strand entgegen. Auch dort wurden sie neugierig angeschaut. Asiaten waren in diesem Teil von Schottland noch immer etwas Besonderes.

Suko fiel ein Mann auf, der wie ein Wirbelwind hin- und herrannte. Dabei sprach er wild und wütend auf die Fahrer der Boote ein, erntete aber nur Kopfschütteln.

»Laß uns dort mal hingehen«, schlug Suko vor. »Das interessiert mich doch.«

»Willst du am Rennen teilnehmen?« fragte Shao.

»Bestimmt nicht.«

Der aufgeregte Mann war nicht nur zu sehen, sondern auch zu hören, als Suko und seine Begleiterin in die Nähe der Fahrergruppe kamen.

»Es geht nicht!« schrie der Mann mit der Halbglatze. »Verdammt, Sie können nicht starten. Es ist mit einer einstweiligen Verfügung untersagt worden!« Er schlug mit der rechten Hand auf das Blatt Papier in seiner Linken.

Der Knabe, der vor ihm stand und ihn um Haupteslänge überragte, hob nur die Schultern.

»Wir starten doch!«

»Nein, verdammt! Die Verantwortlichen drehen mich durch die Mangel, wenn ich die Erlaubnis gebe.«

»Ihr Problem.«

McNeal, denn um keinen anderen handelte es sich bei dem

Aufgeregten, stieß mit dem Fuß auf. »Ich verbiete Ihnen hiermit, sich überhaupt noch einmal in Ihr Boot zu setzen!«

Der Große lachte nur.

»Haben Sie mich verstanden, Mr. Nichols?«

»Ja, ich habe Sie verstanden, aber ich schere mich einen Dreck um Ihre Anordnungen!«

McNeal holte tief Luft. »Das ist Ihr letztes Wort, Mr. Nichols?«

»Ja.«

»Dann tut es mir leid für Sie. Aber Sie zwingen mich, die Polizei einzuschalten. Ich werde die beiden Konstabler holen und Sie abführen lassen.« Er hob die Schultern. »Sorry, aber es ist nicht meine Schuld, daß es soweit kommen mußte.«

»Der Start ist verschoben worden?« fragte Suko mehr im Selbstgespräch. »Seltsam.«

»Die haben doch sicherlich einen Grund gehabt«, vermutete seine Begleiterin.

»Ja. Nur – welchen?«

»Hängt das vielleicht mit dem Fall zusammen, weshalb John dich hergerufen hat?«

»Noch sehe ich keinen Fall.« Suko ging einige Schritte vor. Er wollte noch näher an die Fahrergruppe heran.

Doch die Männer dort zogen den Kreis enger.

Der Chinese hatte das unbestimmte Gefühl, daß sie nicht gestört werden wollten.

Aber wobei?

»Und ob ich die Polizei holen werde«, hörte Suko McNeals Stimme. »Und Sie werden mich nicht daran hindern können, Mr. Nichols.«

Was Nichols antwortete, hörte Suko nicht. Er sah auch nichts mehr, denn die Sicht war ihm verdeckt. Zudem tauchten einige Reporter auf, die sich an Shao heranmachen wollten.

»Fährst du auch Rennen, Süße?« fragte der Kerl, der schon vorhin die größte Klappe gehabt hatte.

»Wüßte nicht, was Sie das angeht!«

Die drei Reporter lachten.

»Wir könnten einen heißen Artikel über dich bringen. Müssen aber erst testen, ob du wirklich so heiß bist.«

Shao schoß das Blut ins Gesicht.

Suko aber faßte ihren Arm. »Komm, wir gehen«, sagte er leise.

»He, Chink, kneifen gilt nicht!«

Der Kerl mit der großen Klappe faßte Suko an den rechten Arm. Der Chinese blieb stehen. »Lassen Sie mich los«, sagte er ruhig. »Wenn du die Puppe hier läßt, immer.«

Die beiden anderen Kerle feixten um die Wette. Auch sie waren scharf auf das Mädchen. Zudem hatte die Verschiebung des Rennens

ihre Stimmung angeheizt, und sie brauchten ein Ventil.

Da kam ihnen der Chinese gerade recht. Da Suko Widerspruch geleistet hatte, nahmen sie eine drohende Haltung gegen ihn ein.

Mein Freund aber ließ sich nicht beirren. Für ihn waren die drei Reporter kleine Fische. Er beherrschte die Kunst der Selbstverteidigung.

»Zisch endlich ab, Chink!« blaffte der Reporter.

Da wurde es Suko zu bunt.

Sein linker Arm schoß vor. Mit der Hand packte er zu und umklammerte die Schulter des Kerls.

Ein Ruck, und der Mann lag am Boden. Stöhnend rieb er sich sein Gelenk.

Das Gesicht war verzerrt, aber in seinen Augen loderte eine unbändige Wut.

»Reicht das?« fragte Suko scharf. Er schaute die beiden anderen Reporter an.

Die waren noch unentschlossen. Es sah so aus, als wollten sie sich gemeinsam auf Suko stürzen.

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Laßt es sein.« Seine Stimme klang ziemlich kühl, aber es schwang doch ein Unterton darin, der die beiden zurückhielt.

Dafür sprang der andere vom Boden hoch. »Was ist?« schrie er wütend.

»Macht ihn fertig, den Chink.«

»Komm mit, Jo, und laß den Mann in Ruhe.«

Jo holte tief Luft. Er war nicht mehr zu bremsen, wollte es genau wissen.

Wie ein Rammbock flog er auf Suko zu.

Der Chinese streckte nur seinen Arm aus. Der Reporter rannte gegen die flache Hand. Dann säbelte ihm Suko die Beine weg, und zum zweiten Mal lag der Knabe am Boden.

»Beim nächstenmal wird es härter«, versprach Suko.

Diesmal glaubte ihm der Mann. Er stand auf und schlich davon. Seine Kollegen folgten ihm.

Die Auseinandersetzung war nicht unbemerkt geblieben. Einige Zuschauer hatten sich eingefunden und grinsten hämisch. Reporter waren im Ort nicht beliebt. Die Leute gönnten dem Knaben die Abfuhr.

Leider hatte Suko nicht mehr sehen können, was mit dem Mann geschehen war, den die Fahrer eingekreist hatten. Die Szene wirkte ziemlich gefährlich.

Dieser Nichols schaute nicht so aus, als könnte er Spaß vertragen.

Sukos Unruhe wuchs.

Auch er hatte im Laufe der Zeit ein Gespür für Gefahren entwickelt.

»Laß uns hingehen«, sagte Suko.
»Wohin?« Shao schaute verwundert.
»Da wo diese Kerle standen und miteinander lautstark diskutiert haben.«
Shao hatte keine Einwände.
Doch McNeal und Greg Nichols waren verschwunden. Suko traute sich erst gar nicht, die noch herumstehenden Fahrer zu fragen, sie hätten ihm doch keine Antwort gegeben.
Aber eins fiel ihm auf.
Alle Fahrer hatten den gleichen abwesenden Gesichtsausdruck. So, als würden sie gar nicht in die Welt gehören, in der sie sich befanden. Sie schienen zu warten und auf eine innere Stimme zu lauschen.
Seltsam…
Auch Shao fiel etwas auf. »Die machen mir nicht den Eindruck, als würden sie nervös auf den Rennstart lauern. Sind alle Rennfahrer so still?«
»Bestimmt nicht.«
»Aber die.«
Suko nickte. »Das ist mir auch schon aufgefallen. Und ich habe das Gefühl, als würden sie unter Hypnose stehen und überhaupt nicht mehr Herr ihrer selbst sein.«
»Was sollen wir tun?« fragte Shao. Ihre Stimme zitterte ein wenig.
»Wir suchen diesen Nichols.« Suko stellte sich auf die Zehenspitzen, um ein besseres Blickfeld zu haben.
Links lag die Wasserfläche. Rechts hörte der Strand nach ungefähr fünfzig Yards auf. Bäume und Unterholz wuchsen bis dicht an das Wasser heran. Es gab auch einen schmalen Weg, der in diesen ufernahen Wald hineinführte. Und Suko glaubte, zwischen all dem Grün einen roten Farbkleckser schimmern zu sehen.
Die Jacke des Fahrers war rot!
Der Chinese zögerte nicht mehr. Er rannte los, und Shao folgte ihm. Sie war jedoch langsamer.
Suko stürmte in den Wald.
Der Weg stellte sich als ein Pfad heraus. Oft wuchsen die Zweige der zu beiden Seiten stehenden Büsche über dem Weg zusammen, und Suko mußte sich mehr als einmal freie Bahn schaufeln. Auch mußte er auf Baumwurzeln achten.
Ein erstickter Schrei wies ihm den Weg. Er hörte das folgende Klatschen und ein häßliches Lachen, das nur von diesem Nichols stammen konnte.
Mein Freund lief vorsichtiger weiter.
»Sind Sie wahnsinnig, Mann? Lassen Sie… ahhhggrrrr…«
Die Laute waren von rechts aufgeklungen. Und gar nicht weit von Suko entfernt.

Zwei Herzschläge später sah Suko die beiden.

Er wäre fast Zeuge eines Mordes geworden, denn Nichols hatte seinen Gegner zu Boden gedrückt, kniete auf ihm und preßte ihm mit beiden Händen die Kehle zu.

Suko war genau zum richtigen Zeitpunkt aufgetaucht…

***

Ich sah die Honda neben dem Bentley stehen und ahnte, daß Suko eingetroffen war.

Das wurde mir auch eine halbe Minute später von der Wirtin bestätigt. »Ein Chinese, ein Mr. Suko, hat nach Ihnen gefragt, Sir.«

»Ja, danke.« Ich lächelte. »Und wo ist er jetzt?«

Nachdem die Frau einen verwunderten Blick auf unsere Utensilien geworfen hatte, sagte sie: »Die beiden sind gegangen.«

»Die beiden? War jemand bei ihm?«

»Ja.« Die Wirtin nickte eifrig. »Eine Chinesin. Sehr nett, glauben Sie mir. Ich habe dafür einen Blick.«

»Das war Shao«, sagte Bill.

»Dann haben wir ja glücklicherweise alle Frauen beisammen.«

»Zusätzlich den Schwarzen Tod und Myxin«, bemerkte Bill.

»Mahlzeit.«

»Stimmt etwas nicht?« erkundigte sich Mrs. Blyton mehr aus Neugierde als aus Sorge.

»Nein, nein, liebe Frau. Es ist alles okay.«

»Dann bin ich beruhigt.«

»Gut so«, sagte Bill, als wir an ihr vorbeigingen und das Haus betraten. Bill und ich betraten unser gemeinsames Zimmer. Es roch stickig, und ich öffnete erst einmal das Fenster, um frische Luft hereinzulassen.

Dabei schaute ich zum See hinüber.

Ich sah die Fahrer, Zuschauer und Reporter und glaubte auch, Suko und Shao zu erkennen. Jedenfalls lief dort ein Pärchen herum, das Lederkluft trug, die bei Motorradfahrern üblich ist.

»Ich habe Suko und Shao schon entdeckt!« rief ich Bill zu.

»Wunderbar. Wo treiben sie sich denn herum?«

»Am Strand.«

Bill Conolly hatte inzwischen den Köcher geöffnet und die sieben Pfeile herausgenommen. Sorgfältig legte er sie nebeneinander auf den kleinen Tisch. Die Pfeilspitzen schauten über den Rand. Dann kam die Harpune an die Reihe.

Wir hatten uns in einem kleinen Laden eine Ersatzsehne gekauft. Der Besitzer hatte die Harpune gesehen und war begeistert davon. Er hätte uns das antike Stück gern abgekauft.

Verständlich, daß wir etwas dagegen hatten. Aber den neuen

Spannriemen gab er uns.
Sogar auf Kredit.
Es gibt eben doch noch Fans.
Wir nahmen die Harpune auseinander, säuberten sie und bauten sie wieder zusammen.
Bill spannte die Harpune.
»Der Riemen hält«, sagte er.
Ich nahm sie ihm aus der Hand. »Du gestattest doch?« fragte ich.
»Schade, ich hätte gern…«
»Überlasse Ogur mir. Ich habe mir vorgenommen, das Ungeheuer zu erledigen, und werde es auch durchführen.«
»Dann übe aber schön. Denk daran, John. Sieben Pfeile. Du mußt zielen, treffen, laden, und das ganze Spiel beginnt von vorn. Nicht gerade leicht.« Das merkte ich in den nächsten Minuten, als ich trainierte. Es war eine Schufterei, aber ich gewöhnte mich daran. Meine Bewegungen wurden fließender und gingen immer mehr ineinander über. Längst wirkte ich nicht mehr so verkrampft wie zu Beginn.
Natürlich schoß ich die Pfeile nicht wirklich ab, aber ich war sicher, daß ich im Ernstfall treffen würde.
Bill nickte anerkennend. »Besser hätte ich es auch nicht machen können.«
»Ich bin eben in allen Sätteln gerecht.« Ich legte einen Pfeil auf und spannte die Sehne. Der Köcher hing auf meinem Rücken, und es bereitete mir keine Schwierigkeiten mehr, die Pfeile herauszuholen.
Training ist alles.
Nach einer halben Stunde war ich schweißnaß, aber mit meiner Leistung zufrieden.
»So müßtest du das Monster schaffen«, lobte auch mein Freund Bill mich.
»Ich muß es schaffen«, erwiderte ich. Bill nickte.
Ich nahm den Köcher ab und verstaute sämtliche Pfeile.
»Punkt eins wäre erledigt«, sagte Bill. »Kommen wir zum nächsten. Wir brauchen ein Boot.«
Ich winkte ab. »Kein Problem.«
Bill schaute mich erstaunt an. Lächelnd erwiderte ich: »Die zuständigen Kollegen hier werde ich um Amtshilfe bitten.«
»Polizist müßte man sein«, sagte Bill.
»Dann hättest du nur ein Beamtengehalt.«
»Würde aber einen Bentley fahren.«
Ich ging auf Bills Flachs nicht ein, sondern sagte: »Während ich mich um das Boot kümmere, besorgst du die Ausrüstung. Preßluftflaschen und Neoprenanzüge. Die wird der Knabe, der uns den Harpunenspanner verkaufte, sicherlich haben.«

»Ich frage gleich nach«, sagte Bill.

Daraus wurde vorerst nichts, denn Sheila und Jane standen plötzlich vor der Zimmertür.

»Wollt ihr auf Fischfang gehen?« fragte die Detektivin und deutete auf die Harpune.

»So ähnlich«, sagte ich.

Sheila schloß die Tür. »Und du bist natürlich auch wieder mit von der Partie.«

Bill hob die Schultern.

»Kann das nicht Suko machen?« fragte Sheila mich. »Die Wirtin erzählte uns, daß er hier wäre.«

»Kann schon. Aber einer muß im Ort bleiben.«

»Dann bleibt Bill hier.«

»Glaubst du vielleicht, hier wäre es weniger gefährlich?«

»Bestimmt.«

»Ich aber nicht.«

»Das mußt du uns erklären, John«, sagte Jane.

Was ich auch tat. Ich berichtete von unserem Gespräch mit Myxin, und die beiden Frauen wurden immer nachdenklicher.

»Myxin hat hier im Ort seine Verbündeten«, schloß ich. »Ihr seht also, Seaground ist ein gefährliches Pflaster.«

»Es ist immer das gleiche«, beschwerte sich Sheila. »Kaum sind Bill und John einmal zusammen, stolpern sie wieder in einen Fall hinein. Unter welch einem unglücklichen Stern bin ich nur geboren?«

»Unter einem guten«, erwiderte Bill lächelnd. »Sonst hättest du mich ja nicht geheiratet.«

»Eingebildet bist du auch noch!«

Ich legte Sheila die Hand auf die Schulter. »Läßt du Bill nun mit mir fahren?«

»Natürlich.« Sheila regte sich auf. »Ihr tut gerade so, als wäre ich hier der große Hausdrachen.«

»Nein, das bist du nicht«, erwiderte ich grinsend.

Sie boxte mir in die Seite.

»Ich besorge dann die Sachen«, sagte Bill.

»Sehe ich dich vor dem Einsatz noch?« fragte Sheila.

»Natürlich.« Bill hauchte seiner Frau einen Kuß auf die Lippen und verschwand.

Ich blieb mit den beiden Frauen allein zurück. »Meines Erachtens ist es besser, wenn ihr im Haus bleibt«, schlug ich vor. »Sobald es dunkel wird, kann es hier rundgehen.«

Jane wollte erst protestieren, doch sie sah ein, daß mein Vorschlag okay war.

»Wo willst du hin, John?« fragte mich Jane, als ich zur Tür ging.

»Ich besorge nur das Boot.« Mein Lächeln fiel gezwungen fröhlich

aus. »Bis später dann…«

***

Suko flog vor wie eine Rakete. Und er fegte in den Rücken des Mannes.

Nichols wurde von der Wucht des Aufpralls nach vorn geschleudert und fiel in ein Gebüsch. McNeal ließ er dabei los.

Der Rennleiter blieb am Boden liegen und rieb sich den Hals. »Idiot!« fluchte er dabei.

Suko achtete nicht auf seine Worte. Er mußte sich um seinen Gegner kümmern.

Und der Kerl war stark.

Er ließ Suko in seine rechte Faust laufen, daß der Chinese dachte, ein Weltall wäre vor seinen Augen explodiert. Er taumelte, war für Sekunden abgelenkt, und die Zeit reichte Nichols. Wuchtig sprang er Suko ins Kreuz.

Mein Freund fiel zu Boden. Jetzt hockte Nichols auf ihm und drückte sein Gesicht in den feuchten Waldboden. Verzweifelt versuchte mein Freund, diesen Mann abzuschütteln, doch Nichols gab nicht auf. Er blieb am Mann. Der Chinese verspürte keinen Atem, der ihn unweigerlich hätte treffen müssen, und plötzlich wurde ihm klar, daß er es bei seinem Gegner mit einem Zombie zu tun hatte.

Sein Verdacht war also doch nicht falsch gewesen. Die Fahrer waren keine Menschen mehr, sondern Marionetten des Teufels.

Eine ungeheuerliche Entdeckung, über deren Tragweite Suko im Augenblick nicht nachdenken konnte. Er mußte zusehen, daß er die Umklammerung sprengte.

Suko bockte seinen Oberkörper hoch, doch er schaffte es nicht, den Untoten von seinem Rücken zu schleudern.

Dafür aber fanden die Hände des Zombies ihr Ziel. Sie preßten sich um Sukos Hals.

Bevor ihm das Horrorwesen die Luft abschnüren konnte, drehte Suko sich zur Seite, nahm Nichols mit und stieß beide Ellbogen nach hinten.

Er traf.

Aber kein Schmerzlaut drang über die Lippen des anderen. Untote besitzen kein Gefühl.

Nur gefährliche Triebe…

Dann fuhren Sukos Hände hoch und nach hinten über seine Schulter hinweg.

Sie fanden die Lücke zwischen den Armen.

In einem gewaltigen Kraftakt schleuderte Suko beide Hände nach außen. Damit öffnete er den mörderischen Griff.

Plötzlich bekam er wieder Luft. Tief atmete er ein, während er sich

gleichzeitig nach vorn warf, um dem Zombie keine Angriffsfläche zu bieten.

Der Untote verfehlte ihn.

Suko schoß hoch und trat aus der Drehung heraus zu. Sein Körper war wie ein Schatten, der durch die Luft wischte. Eine geballte Ladung an Energie und Reaktionsvermögen.

Der Zombie flog weit zurück. Erst ein Baumstamm stoppte seinen Flug. Aber knurrend kam er wieder auf die Beine.

Die beiden Gegner belauerten sich.

Und Ryan McNeal schaute zu. Seine Augen waren geweitet. So etwas hatte er noch nie in seinem Leben gesehen. Er konnte es einfach nicht fassen. Bisher hatte er noch nie etwas von Untoten oder Zombies gehört. Für ihn war das Leben eine Realität, in der Spukgeschichten keinen Platz hatten. Er begriff auch nicht, daß dieser Nichols noch nicht bewußtlos war. Den Treffern hätte ein normaler Mensch nichts entgegenzusetzen gehabt.

War Nichols nicht normal?

Er kam nicht mehr dazu, weiterzudenken, denn plötzlich tauchte vom Weg her eine Frau auf. Sie war in schwarzes Leder gekleidet.

Die Situation überblickte sie mit einem Blick, bückte sich und hob einen handlichen Knüppel vom Boden hoch.

Damit bewaffnet schlich sie von der anderen Seite auf den Zombie zu.

Suko hob die Hand. »Nicht, Shao!« rief er. »Bleib zurück, bitte. Das erledige ich allein.«

Shao schüttelte den Kopf, daß ihre langen Haare nur so flogen. Ein lauernder Ausdruck lag auf ihrem hübschen Gesicht. Sie gehörte zu Suko und stand ihm auch in der Not bei.

Die beiden unterschiedlichen Gegner zogen den Kreis immer enger. Und von hinten schlich Shao an den Zombie heran.

Gleich würde die Gewalt eskalieren.

Aber es kam anders.

Nichols' Kopf ruckte plötzlich hoch. Er legte ihn in den Nacken, verdrehte die Augen, und es schien so, als würde er auf eine unhörbare, ferne Stimme lauschen.

Dann beugte er sich vor, stieß einen seltsam zischenden Laut aus und rannte los, an Suko vorbei.

Der Chinese wollte ihn noch stoppen, doch Nichols federte über dessen vorgestrecktes Bein.

Niemand hielt ihn auf.

Wie ein Berserker brach er durch die Büsche, übersprang den Weg und tauchte am anderen Ende in das Unterholz.

Suko hatte sich gedreht und nahm sofort die Verfolgung auf.

»Bleib hier!« rief Shao, doch der Chinese ließ sich nicht beirren. Er

mußte sehen, was dieser Zombie vorhatte.
Nichols lief auf dem direkten Weg zum See.
Suko stürmte hinter ihm her.
Die Zweige kratzten über seine Lederkleidung, doch das störte ihn nicht. Im Gegenteil, so blieb Suko wenigstens nirgendwo hängen.
Dann hörte der Wald auf. Ein Gebüschgürtel markierte den Weg bis zum See. Die Wellen plätscherten an das Ufer. Unter Sukos Füßen war der Boden schon feucht, und der Chinese sank bis zu den Fußknöcheln im Schlamm ein. Doch wo war der Zombie?
Suko sah ihn nicht.
Die Sonne war inzwischen weitergewandert und hinter den Bergen verschwunden. Während über den Felsgraten der Himmel zu explodieren schien, fielen schon in das Tal die ersten Schatten der einsetzenden Dämmerung. Das Wasser hatte eine dunklere Farbe angenommen. Ein leichter Wind kräuselte die Wellen zu einem ewig fortlaufenden Muster. Still war es.
Nicht einmal Vögel zwitscherten. Spürten sie die Gefahr?
Suko hatte etwas geduckt dagestanden. Jetzt erhob er sich vorsichtig aus seiner Deckung.
Keine Spur von Nichols.
Aber auf dem Wasser geschah etwas.
Es geriet in Bewegung. Nicht weit vom Ufer entfernt entstanden mehrere Wellenringe, die zuerst auseinander –, dann jedoch ineinander liefen. Blasen stiegen an die Oberfläche und zerplatzten.
Der Chinese reckte den Hals.
Plötzlich wurde seine Kehle trocken.
Sechs gekrümmte Hände stießen aus der Wasseroberfläche. Es folgten Köpfe, Schultern, Oberkörper.
Suko hielt den Atem an. Er spürte, wie eine Gänsehaut über seinen Rücken lief.
Die Zombies kamen…

***

Die Polizisten stellten sich ziemlich stur an. Sie wollten mir kein Boot zur Verfügung stellen.
Ich zeigte ihnen meinen Ausweis und erinnerte sie, daß sie zu einer Mitarbeit verpflichtet waren.
Ich wollte keine Pferde scheu machen und erklärte meinen Auftrag zur Geheimsache.
»Hängt das mit dem Unfall zusammen?« wurde ich gefragt.
»Ja.« Indirekt stimmte dies auch.
Der Unfall des Ehepaars hatte etwas mit dem Fall zu tun.
Ich bekam den Flitzer.
Das Boot war mit einem leistungsstarken Motor ausgestattet, hatte

einen Steuerstand, Rettungsringe, Funk und eine Sitzbank am Heck.
Damit konnte man wenigstens fahren.

»Sie werden es noch in der Nacht zurückerhalten«, sagte ich und verabschiedete mich.

Ich wollte zu Bill und mit ihm zur Polizeistation zurückgehen, damit wir von dort aus starten konnten.

Einer der Beamten begleitete mich nach draußen. »Kennen Sie den See, Sir?«

»Vom Ansehen.«

Der Mann schluckte. »Loch Morar ist ein gefährliches Gewässer, Sir. Selbst Einheimische wagen sich nicht überall hin. Sie meiden bestimmte Stellen, und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, Sir, meiden Sie die bitte auch.«

»Wo sind die Stellen?«

»Vor allen Dingen am anderen Ufer. Dort, wo die Felsen steil in den Himmel ragen.«

»Eigentlich wollte ich mich dort umsehen.« Ich tippte dem Beamten gegen die Brust. »Sagen Sie, guter Mann, stimmt das, was ich gehört habe? Es soll auch unterirdische Höhlen an diesem Felsufer geben? Sogar ein regelrechtes Labyrinth?«

»Das stimmt.«

»Ist das erforscht worden?«

»Nein, nie. Die Leute haben Angst, wissen Sie. Den Sagen nach sollen dort Ungeheuer hausen.«

»Mehrere?«

»Kann schon sein, Sir. Fragen Sie mich nicht. Ich war noch nicht da und hoffe auch, daß es so bleiben wird. Ich möchte dort auf keinen Fall hin.«

Ich lächelte den Mann an. »Danke, Konstabler, das war’s.«

»Entschuldigen Sie, Sir. Sie haben mich so intensiv nach dem Felsenufer gefragt. Wollen Sie etwa…?«

»Das ist durchaus möglich.«

»Sir! Sie machen sich unglücklich!« rief er. »Fahren Sie nicht dorthin.« Ich ließ ihn stehen und ging.

Bill war noch nicht zurück. Dafür warteten die beiden Frauen auf mich. Sie waren nervös, das spürte ich sofort.

»Was ist geschehen?« fragte ich.

Jane Collins antwortete. »Es ist seltsam, aber Suko hat sich immer noch nicht gemeldet.«

Ich versuchte einen müden Scherz. »Vielleicht ist er mit seiner Flamme im Wald verschwunden, da es keine Hotelzimmer mehr gibt.«

»Sei nicht albern!« fuhr Jane mich an.

»Entschuldige.«

Wir sprachen nicht mehr über meinen chinesischen Partner, denn Bill

Conolly tauchte auf. Bepackt wie ein Esel stolperte er die Stufen hoch. »Himmel, war das eine Schlepperei«, stöhnte er.

Ich ging ihm entgegen und nahm ihm ein paar Sachen ab.

Bill Conolly hatte wirklich für alles gesorgt. Je zwei Preßluftflaschen, Atemmasken, Neoprenanzüge, starke Taschenlampen, Tauchermesser. Unterwasseruhren, Tiefenmesser und eine zweite Harpune.

»Die ist für mich«, sagte Bill. »Damit kann ich unter Umständen die nichtdämonischen Gegner erwischen.«

»Okay.«

»Wie ist es mit dem Boot?« fragte Bill.

»Alles klar. Die Polizisten haben uns einen tollen Renner zur Verfügung gestellt.«

Bill rieb sich die Hände. »Na, dann los.«

»Hast du denn gar keine Angst?« fragte Sheila und drückte sich gegen ihren Mann.

»Vielleicht…«

»Gib auf dich acht«, flüsterte Sheila und legte beide Arme um Bills Nacken. Auch Jane verabschiedete sich von mir. Die blondhaarige Kratzbürste wurde auf einmal sehr zärtlich.

Viel Lust, loszufahren, hatte ich nicht.

Aber Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps. Ich blieb beim Dienst. Wie es sich für einen Beamten ihrer Majestät gehört…

***

Es war ein makabrer Anblick, die drei Zombies aus dem Wasser steigen zu sehen.

Nebelschwaden umwaberten die Gestalten. Obwohl sie menschliche Körper hatten, waren sie doch Geschöpfe der Hölle.

Der Größte der drei hatte die Spitze übernommen. Die beiden anderen gingen schräg hinter ihm. Suko sah, daß die drei Toten früher Seeleute gewesen sein mußten.

Der erste Zombie trug ein blauweißes, quergestreiftes Hemd, darüber eine zerfetzte Jacke und außerdem eine dunkle Hose. Die Arme hatte er ausgebreitet, die Hände waren zu Klauen gekrümmt.

Weiß schimmerten die Augäpfel, das Gesicht wirkte wie eine Maske. Die beiden anderen folgten dem ersten auf dem Fuß. Auch in ihren Augen leuchtete das Weiße. Und die Gesichter wirkten ebenso kalkig wie die des ersten.

Sie schritten wie von Geisterhänden geführt auf das Ufer zu, betraten es und näherten sich dem Waldrand.

Suko schaute zwischen den Zweigen eines Busches hindurch und beobachtete scharf.

Jetzt sah er auch Nichols.

Er winkte den Zombies.

Sie blieben stehen.

Noch immer waberte Nebel um ihre Schienbeine. Schlick und Algen klebten an ihren Körpern. Suko glaubte, daß sie auf dem Meeresboden gelegen hatten und erst durch eine unheilvolle Magie geweckt worden waren.

Aber jetzt kamen sie. Suko spürte eine Bewegung hinter sich. Er wollte schon herumwirbeln, doch Shaos Stimme flüsterte ihm ins Ohr. »Sei ruhig, ich bin's nur…«

Der Chinese nickte. Er war wieder in Deckung getaucht, hob die Hand, legte sie auf ihre Schulter und drückte Shao nieder.

»Was ist?« raunte sie.

»Die Toten kommen«, gab Suko ebenso leise zurück.

Shao schluckte. Sie schaute wie Suko zum Ufer hin und sah die Höllengestalten jetzt auch.

Nichols erwartete sie.

»Was haben die vor?« Shaos Stimme zitterte.

»Weiß ich noch nicht.«

Die Zombies standen jetzt nebeneinander und redeten. Suko und Shao verstanden nichts, sie hörten nur hin und wieder kehlig klingende Laute.

Anscheinend war es so, daß Nichols Befehle gab, die von den drei anderen befolgt wurden.

Sie verschwanden im Wald.

»Vier«, murmelte Suko. »Fragt sich, wie viele noch auftauchen werden.«

»Vielleicht zwanzig.«

»Bestimmt«, sagte Suko. Er faßte Shao am Arm. »Komm, wir müssen zurück.«

Auf dem Weg zum Ort sagte Shao: »Vier Zombies haben wir gesehen. Wir müssen die anderen warnen.«

Suko nickte. »Vor allen Dingen John und Bill. Aber um auf den Ort zurückzukommen, ich glaube, daß die Zombies bereits unmerklich eingesickert sind.«

»Du meinst, sie sind da?«

»Jawohl.«

»Um Himmels willen!« flüsterte Shao. »Aber wo?«

»Wahrscheinlich sind die Rennfahrer keine Menschen mehr.«

Darauf sagte Shao nichts. Sie hatten jetzt den Weg erreicht, der aus dem Wald führte, und gingen schneller.

Im Seaground hatte sich nichts verändert. Nur war die Dämmerung weiter fortgeschritten, und die Häuser warfen lange Schatten.

»Wohin?« fragte Shao. Sie warf immer wieder einen Blick zurück, ob die Untoten auch nicht folgten.

Das war nicht der Fall.

Trotzdem war Shao nicht beruhigt. Im Gegenteil. Sie als sensible Asiatin spürte es sogar stärker, daß unter der Oberfläche etwas brodelte, daß dort eine Gefahr lauerte.

Suko und Shao schlugen den Weg zur Pension ein. Dem Chinesen war klar, daß er umgehend Bericht erstatten mußte, und er atmete erst auf, als sie vor der Tür standen.

Die Wirtin öffnete. »Man hat schon auf Sie gewartet, Mr. Suko«, sagte sie.

»Ja, danke.«

Suko und seine Begleiterin liefen nach oben. Dort wurden sie von Sheila und Jane empfangen.

»Na endlich!« rief die Detektivin. »Wo bleibt ihr denn so lange?«

Suko gab keine Antwort und erkundigte sich stattdessen nach Bill und mir.

»Die sind nicht mehr da«, sagte Jane.

»Was?« Selten hatten die Frauen Suko so fassungslos erlebt.

»Sie sind vor zehn Minuten aufgebrochen.«

»Wohin?«

Jane Collins erklärte es ihm.

Der Chinese schlug sich gegen die Stirn. »Das kann ja heiter werden«, sagte er.

»Wieso?«

»Ja habt ihr denn nichts bemerkt?« fragte er die beiden Frauen.

»Nein.«

Suko begann mit seinem Bericht, und die Gesichter der Zuhörer wurden lang und länger…

***

Die Wasseroberfläche schimmerte rötlich.

Es war ein letzter Sonnenstrahl, der von den Bergen herabfiel und über den See strich.

Am Ufer lauerten bereits die Schatten, bildeten dunkle Mulden, die wie Horte für die Geister der Nacht wirkten.

Ein Stück unberührter Natur lag vor uns.

So jedenfalls sah es aus.

Doch unter der Oberfläche lauerte das Verderben. Es wartete im Verborgenen, um dann blitzschnell zuzuschlagen.

Wenn die Zeit reif war…

Und dieser Punkt stand dicht bevor.

Ich spürte es mit allen Fasern meines Körpers. Es war wie immer vor einem heißen Einsatz, vor dem ich nie wußte, wie er ausgehen würde. Äußerlich wirkte ich zwar ruhig, doch innerlich war ich verdammt nervös.

Was erwartete uns dort in der schwarzen Tiefe? Ogur? Der Schwarze

Tod? Vielleicht auch noch Myxin?
Wir mußten mit dem Schlimmsten rechnen und waren auf alles gefaßt.
Bill Conolly erging es ähnlich wie mir. Immer wieder huschten seine Blicke über die Wasserfläche. Sie war jetzt dunkel geworden, und man konnte sie als bedrohlich empfinden.
Hin und wieder schoß der schlanke Leib eines Fisches aus dem Wasser, sonst war es still, bis auf das Brummen des Motors.
Das Boot war okay.
Hätten wir keine so schwere Aufgabe vor uns gehabt, wäre es ein Vergnügen gewesen, über den See zu fahren.
So aber tuckerten wir einem ungewissen Schicksal entgegen. Ich hatte wieder das Ruder übernommen. Ich hielt einen nordwestlichen Kurs bei und steuerte damit das felsige Ufer an, wo wir unsere Gegner vermuteten.
Ich stellte den Motor ab.
»He!« rief Bill vom Heck her. »Was ist denn jetzt los?«
Ich drehte mich um und deutete auf unser Tauchergerät. »Umziehen, mein Freund.«
Bill grinste. »Hätte ich doch bald vergessen.«
»Du wirst eben alt.«
Das Boot trieb jetzt auf dem Wasser. Es war kühler geworden. Wir spürten es besonders, als wir unsere Kleidung auszogen und in die engen Neoprenanzüge kletterten.
Das war eine echte Schufterei. Im Vergleich dazu ist das Anziehen hautenger Jeans ein Kinderspiel. Bill und ich halfen uns gegenseitig. Schließlich zog Bill bei mir als erster den Reißverschluß zu.
»Okay«, sagte er. »Stramm siehst du aus.«
»Ja, ich bin schon ein hübsches Kerlchen.«
Wir legten die Flossen an. Danach bewegten wir uns wie Kinder, die laufen lernten. Es war gar nicht so einfach, mit Schwimmflossen zu gehen.
Doch im Wasser waren sie Gold wert.
Wir schnallten uns auch die Preßluftflaschen auf den Rücken, checkten sie durch und fanden alles in Ordnung. Bill steckte den Schnorchel in den Mund und pustete durch.
Er war ebenso zufrieden wie ich.
Weit hinter uns lag Seaground.
Die Lichter dort funkelten wie Diamanten auf einem großen blauen Samtkissen. Als der Motor nicht mehr lief, empfanden wir die Stille als beruhigend. Das Plätschern des Wassers gegen die Bordwände machte uns schläfrig. Aber wir waren nicht gekommen, um eine laue Nacht zu genießen; sondern um Dämonen zu bekämpfen.
Die Berge glühten noch im allerletzten Licht der Sonne. Schon nach

wenigen Minuten würden auch sie zu zerfließenden Schatten in der Dunkelheit werden.

Der Tag ging, die Nacht kam. Immer das gleiche Spiel – seit Ewigkeiten schon.

Aber die Nacht war auch die Zeit der Dämonen, Geister und bösen Mächte. In ihrem Schatten konnten sie ihre Untaten aushecken und durchführen.

Ich verstand die Menschen, die sich vor der Dunkelheit fürchteten. Vor allen Dingen war hier oben in Schottland der Glaube an die Mächte der Finsternis noch stark verwurzelt. Die Zeit der Kelten und damit die Magie der Druiden hatten bis heute ihre Spuren hinterlassen.

Meine Gedanken wurden unterbrochen, als Bill Conolly sagte: »Ich bin fertig. Du kannst starten.«

Ich fuhr wieder los.

Die Schraube wühlte das ruhig gewordene Wasser auf und zog eine lange Schaumspur hinter dem Boot her.

Natürlich hielten wir Ausschau, doch von den Untoten war nichts zu sehen. Sie ließen sich einfach nicht blicken.

Vielleicht warteten sie an den dunklen Felsen auf uns, um uns dort anzugreifen.

Wir würden es sehen.

Ich rechnete auch damit, daß Myxin wieder in Erscheinung trat. Aber es tat sich nichts.

Es blieb ruhig.

Ich sah das andere Ufer als dunklen Schemen. Das Wasser wurde unruhiger. Wir befanden uns jetzt auf einem Teil des Sees, wo unterirdische Strömungen Strudel bildeten, die dann zu gefährlichen Fallen wurden.

Wellen klatschten gegen die Bordwand. Silberne Gischtstreifen spritzten hoch.

Weiter vorn sah ich die Brandung an die Felsen schäumen. Deutlich erkannte ich den langen weißen Streifen.

Brandung in einem See war äußerst selten. Das Wasser mußte schon mit Wucht hochgewirbelt und gegen die Felsen geklatscht werden.

Ich wurde jetzt vorsichtiger. Manövrierte das Boot langsam an das Ufer heran.

Anleinen konnten wir es dort nicht. Es gab keinen Strand, wo man hätte an Land gehen können, nur nackten Fels. Also mußten wir den Kahn zurücklassen. Ich hoffte nur, daß er nicht allzu weit abgetrieben wurde.

Aber das waren zweitrangige Sorgen. Primär interessierten uns das Ungeheuer und dessen untote Diener.

Der Gischtstreifen wurde heller. Ein Beweis, daß wir uns den Felsen

immer mehr näherten. Zurückgeschleuderte Wellen liefen auf unser Boot zu und wurden vom Bug zerschnitten.

Ich drosselte die Geschwindigkeit. Sofort wurde der Kahn gepackt und hin- und hergeschaukelt.

»Wir steigen aus!« rief Bill.

Ich war einverstanden.

Mein Freund erhob sich von der Rückbank am Heck. Unsicher watschelte er auf seinen Schwimmflossen näher, und als das Boot einmal nach backbord krängte, wäre Bill fast gefallen.

»Brich dir nur nicht den Hals«, rief ich ihm zu.

Bill klammerte sich an der Reling fest.

Ich nahm das Gas vollends weg und stellte den Motor ab. Jetzt wurde unser Boot zu einem Spielball der Wellen.

Wir brauchten keine Angst zu haben, kentern würde es nicht, dafür war es zu groß, aber das Schaukeln reichte schon für eine mittelschwere Seekrankheit aus.

Das Rauschen der Brandung wurde zu unserer Begleitmusik. Nicht so laut wie am Meer, aber für einen See immerhin außergewöhnlich. Bevor wir in das kühle Naß tauchten, zog ich den Reißverschluß des Neoprenanzuges ein Stück nach unten und holte mein Kreuz hervor, damit es frei vor meiner Brust baumeln konnte.

Bill Conolly nickte. »Ausgezeichnete Idee, John. Das wird die Kameraden abhalten, Unsinn zu machen.«

»Hoffen wir’s.«

»Bist du bereit?« rief ich fragend.

»Ja.«

Wir klemmten uns die Mundstücke zwischen die Lippen, atmeten ein paarmal ein und sprangen über Bord. Die Expedition in das Reich der Tiefe begann…

***

»Tja«, sagte Suko und fuhr pessimistisch fort, was man bei ihm gar nicht gewohnt war. »Da sind wir in einen ganz schönen Mist hineingeraten.«

»Das kannst du wohl sagen«, erwiderte Jane.

»Und das ohne John«, meinte Sheila. Sie schüttelte sich, als hätte sie Fieber.

»Trotzdem müssen wir uns durchschlagen«, sagte Suko. Er entdeckte den Einsatzkoffer und öffnete ihn.

Suko kannte den Mechanismus. Wurde der Koffer jedoch von einem Unbefugten geöffnet, so entströmte aus den Düsen ein betäubendes Gas, das innerhalb von Sekunden wirkte und den Dieb ins Reich der Bewußtlosigkeit schickte.

Eine Silberkugel-Beretta trug Suko bei sich. Als er jetzt in den Koffer

schaute, nickte er zufrieden, und sein Gesichtsausdruck wurde etwas freundlicher.

Er hatte die Dämonenpeitsche entdeckt sowie die magische Kreide und die Bolzenpistole. Auch die Weihwassergefäße sah er.

Suko hielt die Peitsche hoch. »Damit können wir uns schon einige Typen vom Hals halten.«

»Du rechnest also ernsthaft mit einem Angriff?« fragte Jane.

»Natürlich.«

»Und welche Waffen sollen wir nehmen?«

»Erst einmal keine«, erwiderte Suko. Er hängte sich die Peitsche an den Gürtel und nahm die magische Kreide. »Ich werde einige Dämonenbanner aufzeichnen und hoffe, daß die Zombies sie nicht überschreiten.«

»Was willst du der Wirtin erzählen?« fragte Sheila.

»Gar nichts. Ich sichere nur diese Etage hier ab. Das andere würde zu großes Aufsehen erregen.«

Suko verließ das Zimmer.

Shao saß auf der Kante des zweiten Bettes und beteiligte sich nicht an dem Gespräch. Sie schaute zu Boden und hatte die Hände gegeneinander gelegt.

Die Chinesin hatte zu Jane und Sheila noch nicht den richtigen Kontakt gefunden. Zu verschieden waren die Mentalitäten der Menschen. Im Gegensatz zu Suko hatte sie nicht lange in London gelebt, bevor sie ihn kennen lernte. Shao hatte außerdem Schwierigkeiten, sich an ihre neue Heimat zu gewöhnen.

»Ich verlasse mich auf Suko«, sagte sie.

»Wir ebenfalls«, erwiderte Jane.

»Das sah aber nicht so aus.«

Jane lächelte. »Du kennst uns noch nicht, Shao. Warte erst einmal ab, wenn du länger in London bist. Wir sollten einmal zusammen ausgehen, Einkaufsbummel machen…«

»Ja, vielleicht«, sagte Shao.

Suko kam zurück. »Erledigt«, meldete er und legte die Kreide wieder in den Koffer.

»Wo hast du die magischen Symbole gezeichnet?« fragte Sheila.

»Auf dem Flur und an der Treppe.«

»Okay.«

Suko trat ans Fenster. Die Dunkelheit hatte immer mehr zugenommen. Längst brannten in den Häusern die Lichter. Milchiger Schein fiel aus den Fenstern und malte helle Flecken auf den Boden.

Suko suchte nach den Zombies.

Er sah sie nicht. Auch nicht bei den Fahrern, die noch immer beieinander standen.

Waren es Zombies?

Da noch kein neuer Starttermin vorgegeben war, hatten sich die meisten Zuschauer verzogen. Sie saßen in den Hotels und kleinen Pensionen und tranken sich den Kummer von der Seele.

Doch von ihrem wahren Kummer ahnten und wußten sie nichts. Das Grauen war bereits unterwegs – und schlug auch zu.

Genau drei Minuten später.

Plötzlich verlöschten die Lichter!

Suko stand noch immer am Fenster. Auch er wurde überrascht und wunderte sich, als es im Zimmer ebenfalls dunkel wurde.

Jane war sofort bei ihm.

»Da muß die Stromversorgung zusammengebrochen sein«, sagte der Chinese.

»Aber überall?«

»Wie es scheint.«

Shao trat zu ihm und nahm seinen Arm. »Ich habe Angst«, flüsterte sie.

»Ich glaube, es geht gleich los«, meinte Jane Collins. »Lange brauchen wir nicht mehr zu warten.«

Suko öffnete das kleine Fenster.

Einige Leute schimpften. Suko sah die Schatten am Strand herumlaufen.

»Was ist denn das für eine Sauerei?« brüllte ein Mann. Seine Stimme klang dort auf, wo das Info-Center lag. Wahrscheinlich einer der Reporter, der sich beschwerte.

Suko sah die Wirtin aus dem Haus treten. Ratlos stand sie vor der Tür und schaute sich um.

»Gehen Sie ins Haus!« rief Suko ihr zu.

Mrs. Blyton hob den Kopf. »Warum? Was ist geschehen?«

Suko hatte keine Zeit, ihr eine lange Erklärung zu geben. »Rein mit Ihnen!«

Eingeschüchtert verschwand Mrs. Blyton in ihrer Wohnung.

»Fehlt noch, daß sie den Untoten in die Arme läuft«, bemerkte Suko. Er blieb weiterhin am Fenster stehen.

»Kannst du was erkennen?« fragte Jane.

»Schlecht.«

Es dauerte noch etwas, bis Sukos Augen sich auf die Lichtverhältnisse eingestellt hatten.

Dann aber sah er die Gestalten.

Sie liefen in der Nähe ihrer Boote geschäftig hin und her, redeten, und eine Gruppe von ihnen schien Startvorbereitungen zu treffen. Sie liefen über den langen Steg und sprangen in die Boote.

Die ersten Motoren wurden angelassen.

»Verdammt, die wollen auf den See«, sagte Suko.

»Und dann?« fragte Shao.

»Keine Ahnung. Wenn ich nur wüßte, wo Nichols steckt.« Suko sah ihn einen Atemzug später. Nichols kam aus dem nahen Wald, und mit ihm fünf Zombies.

Weitere gesellten sich hinzu, auch die Fahrer, die nicht in den Booten saßen.

»Unwahrscheinlich«, flüsterte Suko.

»Eine Invasion ist das. Hier bahnt sich was an.«

Er beobachtete fasziniert weiter.

Nichols hatte seine Artgenossen um sich versammelt. Mit den Armen machte er Zeichen. Zeigte auf das Dorf und zum See hin.

Sukos Unruhe verstärkte sich. Eine beklemmende Stille lastete über dem Ort.

Es schien, als spürten die Menschen, daß sich etwas Schreckliches anbahnte.

Was hatten die Untoten vor?

»Sie werden uns überfallen«, sagte Sheila plötzlich. »Für mich gibt es keine andere Möglichkeit. Eine Hälfte fährt hinaus auf den See, und die anderen bleiben hier.«

Suko gab keine Antwort. Genau das hatte er auch schon gedacht, aber nicht gewagt, es auszusprechen.

»Stimmt das, was Sheila sagt?« fragte Shao.

»Möglich.«

»Du brauchst uns nichts vorzumachen«, sagte Jane Collins. »Wir wissen, wie be… scheiden unsere Situation ist. Machen wir das Beste daraus. Und hoffen wir, daß es Bill und John gelingen wird, den oder die Dämonen auszuschalten.«

Suko beobachtete weiter.

Viel zu erkennen gab es nicht mehr. Die Dunkelheit war schon zu weit fortgeschritten.

Dann aber fegte etwas in den Himmel; zerplatzte, und wenig später breitete eine Lichtbombe ihren roten Mantel über den Strand aus. Genau dort, wo die Boote standen.

Nichols hielt eine Fahne in der Hand.

Das Startzeichen!

Der rotleuchtende Teppich blieb. Er umhüllte die Zombies dort unten am Ufer, die nun wie mit Blut bemalt aussahen.

Vom Dorf her rannten die beiden Konstabler herbei. Sie wollten den Start verhindern, doch Nichols schickte zwei Zombies vor.

Suko biß die Zähne zusammen, daß es knirschte. Er konnte den Polizisten nicht helfen, dafür stand er zu weit entfernt. Auch mit einem sicheren Pistolenschuß war da nichts zu machen.

Die Zombies stoppten die Polizisten auf ihre Weise.

Plötzlich wanden sich die Konstabler am Boden.

Niemand griff ein.

Was war geschehen? Hatten die Leute Angst, oder waren sie magisch beeinflußt worden?

Suko glaubte an die letzte Möglichkeit.

Und dann sah er den Mann, dem das alles zu verdanken war. Er tauchte aus dem Dunkel des Waldes hinein in den roten Lichtschein.

Es war Myxin, der Magier.

»Verflucht!« preßte Suko hervor.

»Was ist?« fragte Jane.

»Sieh, Myxin. Die kleine Gestalt in der langen Kutte. Vielleicht will er sich die Peitsche zurückholen.«

Jane Collins enthielt sich einer weiteren Bemerkung. Sie wußte genau, auf welch einem Pulverfaß sie saßen. Myxin war nicht ihr Freund, wenn er ihnen auch schon geholfen hatte. Aber das tat er dann aus ureigenstem Interesse. Myxin redete mit Nichols. Es sah so aus, als gäbe er ihm Verhaltensmaßregeln, denn Nichols hörte gefaßt zu.

Die anderen Zombies verhielten sich ruhig.

Noch…

Myxin trat zurück.

»Jetzt geschieht etwas«, flüsterte Sheila.

Sie sollte recht behalten.

Greg Nichols senkte den rechten Arm. Die Flagge fiel nach unten. Das Startzeichen!

Die Boote rasten los.

Sechs, sieben, acht – neun Boote zählte Suko. Und dann sah er einen Mann, der auf den Steg hinauslief und sich die Haare raufte. Es war Ryan McNeal, der unter allen Umständen den Start hatte verhindern wollen.

Seine Stimme hallte schaurig über das Wasser.

Da griff Myxin ein.

Etwas flirrte aus seiner Hand, traf McNeals Rücken, und der Mann brach auf dem Steg zusammen. Suko hatte ihm auf dem Rückweg geraten, sich zu verstecken.

McNeal wollte es nicht anders. Suko hoffte nur, daß er nicht tot war.

Normalerweise hätte schon eine Panik entstehen müssen, aber die Ruhe blieb. Sollte Myxins Magie die Menschen in Seaground in einen magischen Schlaf oder magische Trance versetzt haben?

Für Suko gab es keine andere Erklärung.

Aber warum hatte die Magie bei ihnen nichts bewirkt? Oder waren sie etwa ausgelassen worden?

Wenn ja, aus welchem Grund?

Suko erfuhr es später, als die Boote bereits nicht mehr zu sehen waren und Myxin sowie die anderen Untoten Zeit hatten, sich der nächsten Aufgabe zu widmen.

Myxins Arm fuhr nach vorn. Die Spitze seines Fingers zeigte dabei auf die kleine Pension.

Und wie auf ein geheimes Kommando hin setzten sich die zehn Zombies in Bewegung.

Greg Nichols an der Spitze.

»Jetzt können wir uns nur noch warm anziehen«, sagte der Chinese…

***

Das Wasser schlug über uns zusammen, und wie zwei Pfeile schossen wir in die nachtdunkle Tiefe.

Wir hatten unsere Lampen am Gürtel befestigt und schalteten sie ein. Schon nach wenigen Yards wurde der Strahl von der Finsternis verschluckt, aber wir konnten wenigstens unsere nächste Umgebung sehen.

Hart mußten wir gegen eine Unterwasserströmung ankämpfen, aber wir ließen nicht locker und näherten uns langsam unserem Ziel. Schon bald merkten wir auch in dieser Tiefe die Auswirkungen der Brandung. Wir fühlten uns in diesen Wasserströmen wie auf einem Trampolin.

Wir behielten unsere unmittelbare Umgebung im Auge. Von Zombies oder ähnlichen Höllengeschöpfen sahen wir nichts.

Bill deutete mit der linken Hand nach vorn. Weiter, hieß das.

Um mich herum war die große Stille. Unterarmlange Fische glotzten erschreckt, als sie unsere Körper sahen, und schwammen dann blitzschnell weg. Jetzt waren uns die Schwimmflossen eine wirklich große Hilfe. Die Ventile der Preßluftflaschen arbeiteten normal. Sie versorgten uns mit genügend Luft, und meine anfängliche Skepsis verflog.

Bill Conolly, der vor mir schwamm, drehte plötzlich eine Rolle. Eine Sekunde später sah ich den Grund.

Wir hatten die unter Wasser liegende Felswand erreicht.

Jetzt galt es nur noch, die Höhle zu finden. Wir schwammen parallel an der Felswand entlang. Sie zog sich nicht gerade hin, sondern war mit Einbuchtungen oder vorstehenden Kanten versehen.

Wir mußten aufpassen, daß uns die spitzen Steine nicht die Taucheranzüge zerrissen.

Hin und wieder, wenn der Lampenstrahl es traf, blitzte das auf meiner Brust baumelnde Kreuz auf.

Ich hatte diesmal die Führung übernommen und spürte plötzlich den Sog, der mich irgendwohin ziehen wollte.

Dann sah ich den Grund.

Der Sog zog uns in den Eingang einer gewaltigen Unterwasserhöhle hinein. Ich schwamm etwas von der Felswand weg, und Bill Conolly machte es mir nach. Riesengroß war der Höhleneingang.

Wie das Tor zur Hölle.
Bill und ich nickten uns zu.
Ein Schlag mit den Beinen, der Sog erfaßte mich und riß mich in das gewaltige Höhlenlabyrinth.
Die Harpune hielt ich schußbereit in der rechten Hand, während wir in den tiefen, von gurgelndem Wasser erfüllten Schacht vorstießen.
Hier war es noch dunkler. Der Lampenstrahl wurde bereits nach zwei Yards schon trübe und verschwand ganz.
Es war kalt. Ich fror trotz meines Neoprenanzuges, der wärmehaltend sein sollte. Vielleicht war es auch eine andere Kälte.
Wir schwammen weiter.
Dann stieß Bill mich an.
Ich drehte den Kopf und sah, wie mein Freund nach rechts deutete. Ein Beinschlag brachte mich in die Richtung.
Bill hatte eine Höhle entdeckt.
Der Ableger führte vom Hauptstollen aus tief in den Unterwasserfelsen hinein. Ich machte Bill ein Zeichen, daß er draußen bleiben sollte, und schwamm selbst in die Höhle hinein.
Ich sah die Zombies schon nach wenigen Schwimmzügen. Sie schienen vor mir im Wasser zu hängen und starrten mich aus weißen, verdrehten Augen an.
Schrecklich waren ihre Gesichter. Die meisten waren verwest, so daß bleiche Knochen hindurchschimmerten.
Die Zombies bildeten eine Macht des Schreckens.
Aber sie griffen mich nicht an.
Warum nicht?
Ich schwamm weiter. Vorsichtig, behutsam wollte ich an den Zombies vorbei, und sie ließen mich…
Rätselhaft?
War es das Kreuz, das sie abschreckte? Wenn ich mich den Wänden näherte, entdeckte ich zahlreiche Nischen, die in das Gestein gehauen waren. Sie waren so hoch, daß sich ein Mann dort bequem verstecken konnte. Meiner Meinung nach dienten sie den zahlreichen Zombies als Unterschlupf.
Ich machte kehrt, um zu Bill Conolly zurückzuschwimmen. Er wartete sicher schon ungeduldig.
Wieder mußte ich an den lebenden Toten vorbei.
Abermals interessierten sie sich nicht für mich.
Ich erreichte den Hauptstollen. Bill winkte mir zu. Er hatte mich bereits entdeckt.
Wir verständigten uns durch Zeichensprache.
Bills Augen hinter der Maske wurden groß, als ich ihm klarmachte, was ich gesehen hatte.
Wir schwammen weiter mit der Strömung.

Zombies kreuzten nicht mehr unseren Weg, wir entdeckten dafür jedoch zahlreiche Querstollen, und ich war sicher, daß sich dort ebenfalls lebende Tote aufhielten.

Ein paarmal richtete ich den Lampenstrahl nach oben, um zu sehen, wie hoch die Decke war. Doch die Lampe war zu schwach.

Wieder verging eine Minute.

Und dann hörte die Strömung plötzlich auf.

Der Gang war zu Ende.

Ich zeigte mit dem Daumen nach oben.

Bill nickte. Er hatte verstanden. Wir tauchten auf.

Zuerst schoß ich aus dem Wasser. Ich wischte mir die Haare aus dem Gesicht, nahm den Schnorchel aus dem Mund und atmete feuchte Luft ein.

Bill machte neben mir das gleiche.

Wir waren in einer gewaltigen Unterwasserhöhle gelandet, für die ich nur das Wort Felsendom fand. Um den unterirdischen See herum saßen sie.

Die Zombies!

Wir waren eingekreist…

***

Suko schloß das Fenster und drehte sich um.

Drei Frauen schauten ihn an. In sechs Augen las der Chinese die Angst.

»Und nun?« fragte Sheila Conolly.

Sukos Zunge fuhr über die Lippen. »Es besteht kein Zweifel daran, daß sie es allein auf uns abgesehen haben. Ich stelle mir das so vor: Sie haben die anderen Dorfbewohner und auch die Gäste in einen magischen Schlaf versetzt. Nur uns ist noch nichts zugestoßen.« Suko lächelte etwas verloren. »Ihr hättet zu Hause bleiben sollen«, sagte er.

Jane Collins hob die Schultern. »Das nützt uns auch nichts mehr. Wir stehen auf der Liste. Frage: Was unternehmen wir?«

Suko zählte auf, welche Waffen zur Verfügung standen.

»Und zusätzlich die magischen Fallen«, bemerkte Sheila.

»Ich hoffe, daß sie uns etwas nützen«, sagte Suko.

»Können wir nicht fliehen?« fragte Shao.

Der Chinese hob die Schultern. »Jetzt nicht mehr. Sie würden uns verfolgen, einholen und uns auseinander treiben. Und dann müßte jeder von uns gegen mehrere Gegner kämpfen.« Suko schritt zum Fenster und schaute nach draußen.

Der rote Lichtschein waberte noch immer über dem See und dem Strand. Er gab der Szene einen geisterhaften Anstrich.

Und die Toten kamen näher.

Schritt für Schritt.

Diszipliniert marschierten sie nebeneinander.
Schreckliche Wesen mit stumpfen Gesichtern, abgezirkelten Bewegungen und von einem grausamen Trieb besessen.
Myxin schritt an der Spitze.
Der kleine Dämon war im Vergleich zur Körpergröße seiner Diener ein Nichts. Aber ungeheuer gefährlich und mit einer Macht ausgestattet, die Suko erblassen ließ.
Sie waren vielleicht noch zwanzig Schritte von der kleinen Pension entfernt und begannen damit, die niedrige Mauer zu überklettern.
Plötzlich stieß Jane einen Schrei aus. »Mein Gott, Mrs. Blyton ist noch unten«, sagte sie.
Suko fuhr herum.
»Wir müssen sie holen«, sagte Jane.
»Das erledige ich«, versprach der Chinese. »Bleibt ihr hier!«
Ehe die anderen etwas dazu sagen konnten, war Suko schon an der Tür. Er lief hinaus in den Flur, schaute sich um und rief Mrs. Blytons Namen.
Keine Antwort.
Suko rannte vor bis zur Treppe und dann die Stufen hinab. Er erreichte das Erdgeschoß und sah die Tür zu Mrs. Blytons Wohnung sperrangelweit offen. Ein beklemmendes Gefühl beschlich den Chinesen, als er die Wohnung betrat.
»Mrs. Blyton?« rief er.
Niemand meldete sich.
Die Beine sah der Chinese zuerst. Sie ragten aus einer offenen Tür und über die Schwelle hinweg. Die Fußspitzen zeigten nach oben. Mrs. Blyton lag demnach auf dem Rücken.
Mit zwei Schritten war Suko bei ihr und ging neben der Frau in die Knie. Er sah das Zucken der Halsschlagader unter der gespannten Haut und atmete auf.
Mrs. Blyton lebte.
Wie die anderen war sie in einen magischen Schlaf gefallen, aus dem sie irgendwann wieder erwachen und sich dann wahrscheinlich an nichts mehr erinnern würde.
Die Zombies hatten es in der Tat auf Suko und die drei Frauen abgesehen. Der Chinese ging zurück in den Flur. Neben der Eingangstür befand sich ein kleines Fenster. Suko warf einen Blick hindurch und erschrak.
Die Zombies standen schon vor der Treppe. Soeben betrat der erste die unterste Stufe.
Es war Greg Nichols.
Myxin hatte sich etwas zurückgehalten. Suko entdeckte ihn jedenfalls nicht. Es war typisch für Myxin. Er schickte seine Vasallen vor. Ähnlich agierte auch der Schwarze Tod. Er trat nie selbst auffällig in

Erscheinung.
Suko zog sich von der Tür zurück und lief wieder nach oben. Die Treppe nahm er mit langen Sprüngen.
Jane Collins stand im Flur.
»Und?«
»Mrs. Blyton schläft, ebenso die anderen Bewohner von Seaground.«
Die Detektivin atmete auf. »Was willst du tun?«
Suko konnte sich eine Antwort sparen, denn in diesem Augenblick hämmerten schwere Schläge gegen die Haustür…

***

Wir fühlten uns wie auf dem Präsentierteller!
Zahlreiche stumpfe Augenpaare glotzten uns an. Gesichter, zum Teil gräßlich verzerrt. Gestalten, die man nur mit dem Begriff Horror umschreiben konnte.
Sie saßen am Ufer.
Bewegungslos…
Aber sie lauerten.
Bill Conolly stieß schnaufend die Luft aus. »Das kann ja heiter werden«, flüsterte er.
Ich nickte, nahm mein Kreuz und hielt es aus dem Wasser. Bill leuchtete mit der Lampe darauf. Gleißend warf das Kruzifix den Strahl zurück.
Die Zombies reagierten überhaupt nicht. Sie griffen uns nicht an und zogen sich auch nicht zurück.
Sie blieben hocken.
Es war nicht dunkel in der Höhle. Die Wände verbreiteten ein glosendes, rötlich schimmerndes Licht. Es wirkte unheimlich und paßte zu dieser Atmosphäre.
»Was schlägst du vor?« fragte Bill. »An Land gehen.«
»Viel Vergnügen.«
Wir schwammen los. Als wir uns dem Ufer näherten, sahen wir den gewaltigen Eingang einer Höhle, die tief in den Fels hineinwuchs.
Was hatte sie für eine Bedeutung? Lauerte dort vielleicht Ogur, das Monster? Es war möglich, und ich spürte bei dem Gedanken an das Untier eine Gänsehaut über den Rücken rieseln. Unwillkürlich faßte ich die Harpune fester.
Auf sie mußte ich mich verlassen.
Wir erreichten das Ufer. Es war ein schmaler Felsstreifen, auf den die Strömung grobkörnigen Sand und auch kleinere Steine getrieben hatte.
Gleichzeitig stiegen Bill und ich aus dem Wasser.
Wir bewegten uns wie Enten mit unseren Schwimmflossen. Es sah lächerlich aus, aber uns war wirklich nicht nach Lachen zumute.

Innerlich waren wir gespannt.

Die Zombies starrten uns an. Sie folgten unseren Bewegungen. Die Gänsehaut auf meinem Rücken verstärkte sich.

»Ich habe mich auch schon wohler gefühlt«, raunte Bill.

»Wem sagst du das?«

Wir blieben stehen.

Blicke brannten auf unseren Körpern, tasteten uns Zoll für Zoll ab. Lauernd, abschätzend – gefährlich…

Noch hatten sie keinen Befehl erhalten – noch war der Meister nicht da.

Ich drehte mich einmal um die eigene Achse, schußbereit hielt ich dabei die Harpune. Ein Pfeil war eingelegt. Die anderen sechs befanden sich im Köcher auf meinem Rücken.

»Die Höhle steht zur Besichtigung frei«, meinte Bill.

»Fehlt uns nur noch der Führer.«

»Das kannst du übernehmen.«

Ein klatschendes Geräusch.

Wir wirbelten herum – und atmeten auf. Einer der Zombies war vom Ufer her ins Wasser gehechtet. Die Untoten kamen uns vor wie exotische Tiere.

Der Zombie war wohl nur die Vorhut gewesen, denn jetzt hechteten auch andere in die Fluten. Kopfüber sprangen sie ins Wasser, tauchten wieder auf und blieben auf der Stelle.

Wollten sie uns den Rückweg abschneiden? Ich durfte gar nicht daran denken.

Wir watschelten weiter.

Dicht vor dem Höhleneingang blieben wir stehen, starrten in die Dunkelheit, und ich glaubte, irgendwo in der glosenden Schwärze zwei helle Punkte zu erkennen.

Bevor ich Bill jedoch darauf aufmerksam machen konnte, geschah es. Etwas Langes, Rotes wischte blitzschnell aus dem Innern der Höhle, klatschte zu Boden und umklammerte im nächsten Augenblick Bill Conollys Körper…

***

»Die Tür ist aus Holz«, bemerkte Sheila Conolly. »Wieviel hält sie wohl aus?«

»Das werden wir gleich sehen«, erwiderte Suko.

Sheila schüttelte den Kopf. »Ich verstehe dich nicht. Wie kannst du nur so ruhig bleiben?«

»Soll ich im Dreieck springen?«

»Aber du mußt doch einen Plan haben.«

»Habe ich auch.«

»Und?«

»Ihr bleibt hier im Zimmer«, sagte Suko.
»Willst du dich allein der Meute stellen?« fragte Jane Collins, während sie auf die schweren Schläge lauschte, deren Echos von unten her hochdrangen.
»Es wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben.«
»Aber die schaffst du nicht«, sagte Jane.
»Ich kann sie zumindest aufhalten.«
»Und dann?«
Suko gab keine Antwort, denn von unten drang das Splittern von Holz zu ihnen hoch.
»Jetzt – haben sie die Tür geschafft!« hauchte Sheila.
»Raus!« befahl Suko.
Die ersten Zombies drangen ins Haus ein.
»Nach oben. Wir müssen uns auf dem Speicher verstecken. Dort können wir uns besser verteidigen.«
Jane, Sheila und Shao waren einverstanden. Sie verließen das Zimmer und liefen die schmale Stiege hoch, die bis unter das Dach führte, allerdings vor einer Klappe endete.
Jane Collins drückte dagegen. »Verdammt, die klemmt«, schimpfte sie.
»Helft mir mal!«
Sheila und Shao gingen Jane zur Hand. Gemeinsam drückten die beiden Frauen gegen die Falltür.
Suko war vorgelaufen. Wo der Gang endete und die Treppe begann, blieb er stehen.
Er hörte das Poltern der Schritte, als die Füße der Zombies die ersten Holzstufen betraten.
Suko zog die Dämonenpeitsche aus dem Gürtel, schlug damit einen Kreis, und im nächsten Augenblick ringelten die drei magischen Schnüre aus der unteren Öffnung.
Mit der Peitsche hatte es eine besondere Bewandtnis. Erst einmal hatten wir sie Myxin abgenommen. Er wollte sie im Kampf gegen die Vasallen des Schwarzen Tods einsetzen, doch wir waren schneller gewesen. Wo Myxin diese Peitsche herhatte, das wußten wir nicht, uns war nur die Funktion sehr gut bekannt.
Traf einer der drei Riemen einen Dämonendiener, so löste der sich in Rauch auf. Er verschwand einfach und ging ein in das höllische Reich, wo Heulen und Zähneknirschen herrschte.
Suko hoffte darauf, daß diese Dämonenpeitsche ihm auch die Zombies vom Hals halten würde.
Mit einem Krach fiel die Falltür an der anderen Seite des Speichers zu Boden.
Sheila kletterte als erste hoch, Shao blieb dicht hinter ihr, nur Jane Collins zögerte noch.

»Verschwinde schon!« rief Suko.
Jane schüttelte den Kopf.
Dann hatte Suko keine Zeit mehr, der Detektivin Vorschriften zu machen, denn die ersten drei Zombies schritten bereits den Treppenabsatz hoch.
Es waren die Untoten aus dem See. Grünlich schimmernde Wasserleichen, die einen fauligen Modergeruch verbreiteten und die Arme angriffslustig vorgestreckt hatten.
Sie schritten nicht neben, sondern hintereinander, denn die Treppe war zu schmal.
Noch zwei Stufen, dann war der erste oben.
Suko ging einen halben Schritt zurück, damit er mehr Platz hatte, um ausholen zu können.
Der Untote war ahnungslos. Er sah in Suko schon das erste Opfer einer langen Kette.
Da schlug Suko zu.
Die Dämonenpeitsche pfiff durch die Luft, klatschte quer über die Schulter des Untoten, und dann geschah das, worauf Suko gewartet hatte.
Der Untote verging.
Inmitten einer stinkenden Schwefelwolke löste er sich kurzerhand auf.
Die anderen beiden Zombies blieben stehen. Fassungslos schauten sie auf den Mann mit der Peitsche.
Suko lächelte kalt. »Kommt nur her, ihr Höllengeschöpfe. Ich werde euch schon zeigen, wo es langgeht. Los, kommt! Wollt ihr meine Peitsche schmecken?«
Suko schlug wieder zu.
Reaktionsschnell zogen die Untoten die Köpfe ein, und die Peitsche fehlte.
Der nächste Schlag.
Suko sprang dabei vor und holte noch während des Springens aus. Seitlich fegten die drei wie Lederschnüre aussehenden Riemen heran, trafen auch den ersten Zombie, hatten aber noch so viel Wucht, daß sie sich um zwei Pfosten des Treppengeländers wickelten.
Der Zombie verging in einer Rauchwolke. Ein letzter klagender Schrei war noch zu hören, dann hatte die Hölle ihren Diener an sich gerissen.
Doch der zweite sah seine Chance.
Suko konnte die Peitsche nicht so schnell loswickeln. Wertvolle Sekunden gingen verloren, und während der Chinese noch an der Peitsche zerrte, fuhr die Handkante des Zombies wuchtig nach unten. Sie traf Sukos Arm.
Der Chinese schrie auf, und der Schmerz zwang ihn, den

Peitschengriff loszulassen.
Sofort stürzte der Zombie auf ihn. Sein Gewicht drückte Suko auf die Treppe, und er spürte im Rücken die harten Kanten der einzelnen Stufen.
Suko schlug seine Fäuste in die Seiten des Gegners, doch der Zombie zeigte keine Reaktion. Seine Hände suchten Sukos Kehle. Noch konnte der Chinese dem Griff widerstehen, doch es war nur noch eine Frage der Zeit, wann er unterlag.
Von unten näherten sich weitere lebende Leichen.
Da reagierte Jane Collins. Als ob ein sechster Sinn sie gewarnt hätte, nicht zu verschwinden, sondern abzuwarten.
Sie sprang von der Stiege, taumelte noch ein paar Schritte vor, fing sich aber und hetzte auf die Treppe zu.
Die beiden nächsten Zombies waren schon verdammt nahe.
Jane sprang dem Untoten, der auf Suko hockte, in den Rücken. Die Aufprallwucht konnte auch er nicht vertragen. Gemeinsam mit der Detektivin rollte er die Stufen hinab und fiel den beiden entgegenkommenden Horrorwesen vor die Füße.
Sie stolperten.
Suko aber hatte wieder freie Bahn.
Er stützte sich mit der linken Hand auf und wickelte mit der rechten die Dämonenpeitsche los.
Dann hielt er den Griff in der Faust.
Suko kam über die drei Zombies wie ein Ungewitter. Es war im letzten Moment, denn Jane Collins befand sich in einer äußerst miesen Lage. Die Zombies waren auf sie gefallen und versuchten nun mit allen Mitteln, Jane Collins zu töten.
Die Peitschenriemen fegten durch die Luft. Links, rechts – rechts, links.
Wo sie trafen, lösten sich die Untoten auf, wurden zu Rauchschleiern, die langsam verwehten. Wie der Pulverdampf nach einer Schießerei.
Suko streckte seine linke Hand aus. »Hoch mit dir, Jane«, sagte er und lächelte.
Auch Janes Augen strahlten. Sie rieb sich die Schulter. Ein harter Schlag hatte sie dort getroffen.
Suko warf einen Blick über das Geländer. Die Zombies unten hatten wohl bemerkt, daß mit Suko nicht so leicht Kirschenessen war. Sie hielten sich zurück.
»Kommt nur, ihr Höllenknechte!« rief der Chinese. »Meine Peitsche wartet…«
Da erklang ein gellendes, teuflisches Gelächter, das durch das gesamte Haus schallte.
Myxin hatte es ausgestoßen. »Ihr sitzt in der Falle!« rief er. »Auch die Peitsche wird euch nicht viel helfen. Ich bringe eine ganze Armee auf

die Beine, wenn es sein muß.«

»Dann hol sie doch!« schrie Suko zurück. Er mußte sich einfach Luft machen. Der Fight vorhin war verdammt hart gewesen.

Myxin aber lachte wieder. Suko sah ihn für einen winzigen Augenblick durch den Treppenschacht.

Dann knallte die Haustür ins Schloß.

Myxin war gegangen.

Die Zombies hatte er zurückgelassen.

Suko wischte sich über die Stirn. »Und jetzt zu den anderen«, sagte er.

»Wollen wir nicht bleiben?« fragte Jane.

»Warum?«

»Wir haben doch eine gute Verteidigungsposition, meine ich. Auf dem Boden wird es eng.«

»Ich weiß nicht so recht.« Suko hob die breiten Schultern. Dann zog er die Luft durch die Nase.

Jane schaute ihn mit gerunzelter Stirn an.

»Riechst du nichts?« fragte Suko.

»Nein, ich – Moment, ja, jetzt rieche ich es auch. Das ist«, Jane schluckte, »Brandgeruch. Das riecht verbrannt.«

»Genau«, sagte Suko. »Die Hundesöhne legen Feuer.« Er warf wieder einen Blick in den Treppenschacht.

Unten züngelten bereits die ersten Flammen.

Der Chinese zuckte zurück.

Und schon erklang eine dumpfe Stimme. »Wir räuchern euch aus.«

***

»Vorsicht, Bill!« schrie ich.

Meine Warnung kam zu spät. Der rote Schlangenarm zuckte hoch und wirbelte Bill Conolly durch die Luft. Schon schwebte er mannshoch über dem Erdboden.

Bill schrie. Er versuchte verzweifelt, sich zu befreien, klammerte seine Hände um den roten Arm und wollte ihn von seinem Körper biegen.

Er schaffte es nicht.

Dann riß er den Silberdolch hervor.

Im selben Moment wurde Bill in die Dunkelheit der riesigen Höhle gezogen. Wie erstarrt stand ich da.

Alles war so schnell gegangen, daß ich kaum reagieren konnte. Dann aber spurtete ich hinter Bill her, hinein ins Ungewisse und nicht darauf achtend, was mir noch blühen konnte.

Ein mörderisches Fauchen drang mir entgegen und zerriß fast mein Trommelfell. Ich sah zwei riesige Augen, und plötzlich traf mich ein Windstoß, der mich umwarf und wie ein Blatt Papier über den Boden

fegte.
Ich wollte mich irgendwo festkrallen, doch der Windstoß war stärker. Dicht vor dem Wasser blieb ich liegen.
Die anderen Zombies waren aufgestanden und hatten einen Kreis gebildet. Ich interessierte sie nicht, sie starrten auf den Höhleneingang. Ogur verließ seine schützende Burg.
Zum ersten Mal stand ich diesem Urweltgiganten gegenüber. Ich muß ehrlich gestehen, daß mein Herz bei diesem Anblick schneller schlug. Vor Angst und Zweifel.
Und dieses Ungeheuer sollte ich besiegen?
Mit lächerlichen sieben Silberpfeilen?
Kaum möglich…
Es walzte aus der Höhle. Die schuppige, blaugrüne Haut glänzte wie mit Öl eingeschmiert. Es hatte den Rachen weit aufgerissen. Ich sah Zähne, wie ich sie nur von einem Drachen her kannte. Was ich zuvor als Arm oder Tentakel angesehen hatte, erwies sich als riesige Zunge. Sie war mehrfach gespalten.
Sie teilte sich in vier Glieder. Und eines davon hielt Bill Conolly gepackt.
Wie tot hing mein Freund in der Schlinge.
Tot?
»Neinnnn…!« brüllte ich, so daß es schaurig in dem Unterwasserdom widerhallte.
»Neinnnn!«
Und dann riß ich meine mit Silberkugeln geladene Beretta hervor und feuerte, was das Magazin hergab. Ich jagte die Geschosse in den weit aufgerissenen Schlund des Monsters und traf auch die mit einer klebrigen Schicht bedeckte Zunge, doch nicht den Teil, der Bill umfaßt hielt.
Ein gewaltiges Zucken ging durch den Leib.
Die Zombies heulten auf. Die, die noch am Ufer standen, warfen sich ins Wasser.
Aber auch das Monster wollte im See verschwinden.
Ich mußte zur Seite ausweichen, sonst hätte mich der Riesenfuß zermalmt.
Noch hatte ich eine Kugel.
Und jetzt zielte ich genau. Sekundenlang stand Ogur still.
Auch Bill schwebte ruhig in der Luft.
Das war meine Chance!
Schießen hatte man mir beigebracht. Ich drückte ab.
Die silberne Kugel durchschlug die Zunge, die Bill Conolly umklammert hielt.
Sie brach. An der Einschußstelle wurde sie schwarz, fiel ab, und Bill krachte zu Boden.

Das Monster aber heulte schaurig auf. Heiße Wolken stoben aus seinem Maul. Dann warf es sich nach vorn, klatschte in den unterirdischen See, daß die Wellen hochschlugen und Bill und mich übergossen.

Ogur tauchte sofort unter.

Ich ahnte, was sein Ziel war.

Aber Bill hatte Vorrang.

Ich kniete mich neben ihn, schlug ihm ins Gesicht.

»Na, du Mehlauge«, sagte er und schlug die Augen auf.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Bill Conolly war wieder in Ordnung. Auch den Preßluftflaschen war nichts passiert.

»Wo ist es?« flüsterte Bill.

»Verschwunden.«

»Mist.«

»Fühlst du dich stark genug, um zurückzuschwimmen?«

»Sicher.«

»Dann nichts wie rein ins Wasser.«

»Willst du Ogur zum Kampf stellen?« fragte er.

»Wozu habe ich sonst die sieben Pfeile mitgenommen?«

***

Die Geräuschkulisse war makaber.

Von unten her drang das Prasseln der Flammen. Funken stoben, Rauch zog beißend in das Treppenhaus und trieb in dicken Schwaden nach oben.

Irgendwo platzte etwas weg, und es hörte sich an, als wäre ein Schuß gefallen.

Natürlich hatten die Zombies Angst vor dem Feuer. Sogar eine sehr große, aber sie hatten sich früh genug in Sicherheit gebracht. Suko hatte nur noch für einen Augenblick ihre Gestalten gesehen, dann loderte ihm eine Flammenwand entgegen.

»Mrs. Blyton!« schrie Jane Collins. »Mein Gott, sie wird verbrennen. Wir müssen ihr helfen!«

»Aber wie?«

Das wußte Jane auch nicht.

Suko zog sie über den Flur und auf das Zimmer zu, das Bill Conolly gemietet hatte.

Durch das Treppenhaus kamen sie nicht mehr. Die Flammen versperrten den weiteren Weg. Sie hatten nur noch eine Chance, wenn sie durchs Fenster kletterten.

»Vielleicht können wir der Wirtin helfen, wenn wir draußen sind«, sagte Suko.

Sheila und Shao standen noch auf der Stiege.

»Kommt!« rief Jane.

Sie liefen in das kleine Zimmer hinein, und Suko schloß die Tür.

Sheila Conolly wischte sich eine Haarsträhne aus dem verschwitzten Gesicht.

»Wie sieht es aus?«

»Mies«, erwiderte Jane.

»Aber es besteht noch eine Chance?«

Suko deutete auf das Fenster. »Da müssen wir durch.«

»Das wird hart«, flüsterte Sheila.

Shao sagte gar nichts. Sie war in eine gewisse Gleichgültigkeit verfallen. Ihr Gesicht zeigte einen stoischen Ausdruck. Aber sie vertraute auf Suko.

Der stand bereits am Fenster, drehte den Riegel herum und öffnete. Das Holz klemmte, und Suko mußte zweimal ziehen, bevor er das Fenster geöffnet hatte.

Suko lehnte sich hinaus.

Aus dem Erdgeschoß fiel der Widerschein des Feuers nach draußen. Er zauberte ein Schattenspiel auf den Boden, und seine Ausläufer trafen die Zombies, die sich um das Haus herum versammelt hatten. Die Untoten blieben ziemlich im Schatten, denn vor dem Feuer hatten sie Angst.

»Raus«, sagte Suko.

»Sollen wir springen?« fragte Sheila.

»Ja.«

»Wie hoch ist es denn?«

»Spielt das jetzt eine Rolle?«

»Nein.« Sheilas Lippen zitterten. Die Frau hatte Angst, das war ihr deutlich anzusehen.

Suko kletterte als erster auf das schmale Fensterbrett. »Ihr folgt mir«, sagte er. »Und behaltet die Nerven, ich bitte euch!«

Er verschwand.

Sheila kletterte als zweite hinaus, dann folgte Shao, und zum Schluß kam Jane Collins.

Suko hatte der Detektivin seine mit Silberkugeln geladene Waffe überlassen, während er sich auf die Dämonenpeitsche verließ.

Unter dem Fenster lief ein Sims entlang. Er folgte nicht nur der Hauswand, sondern führte auf die dichte Efeu- und Rankenbewachsung zu, die an der Hauswand hing.

In diesem dichten Pflanzenwuchs sah Suko die einzige Chance. Er würde zwar das Gewicht der Menschen nicht halten, aber er bremste einen Fall doch ab, so daß sie unter Umständen Glück hatten und sich nichts brachen oder verstauchten, wenn sie unten aufprallten.

Zum Glück war die Hauswand nicht glatt, sondern rissig, mit zahlreichen vorstehenden Kanten und Ecken versehen. Fuß- und Fingerspitzen fanden immer wieder einen leichten Halt.

Zoll für Zoll arbeitete sich die Menschengruppe weiter.
Suko kam am besten voran. Er war im Training.
Sheila hatte Schwierigkeiten. Ihr Gesicht war vor Anspannung verzerrt. Der Herzschlag hatte sich beschleunigt. Längst waren die meisten Fingernägel abgebrochen, aber was zählte das, wenn es ums nackte Leben ging?
Shao hielt sich tapfer. Sie hatte sich in ihr Schicksal gefügt. Asiaten haben eben eine andere Mentalität als Europäer.
Jane als Schlußlicht durfte keine Angst zeigen, obwohl sie sich tausend Meilen weit weg gewünscht hätte. Aber sie mußte durchhalten, wollte sie nicht untergehen.
Es war ein Kampf mit der Zeit. Würden sie es schaffen, den Erdboden zu erreichen, bevor die Flammen zupackten?
Was geschah dann?
Die Zombies würden sich auf die Menschen stürzen. Jetzt lauerten sie noch, beobachteten ihre Beute und erfreuten sich an der Gefahr, in der sich die Flüchtenden befanden.
Suko erreichte als erster das Etappenziel. Seine Hände wühlten sich zwischen die Efeublätter und krallten sich um die an der Wand klebenden Stängel.
Er drehte den Kopf.
Zwei Schritte war Sheila von ihm entfernt.
»Mach es mir nach!« rief er ihr zu. »Ich rutsche zuerst hinunter und versuche, euch aufzufangen. Okay?«
»Ja.«
»Viel Glück!«
Suko löste seine Füße von dem schmalen Sims, und plötzlich hing er mit seinem Gewicht an den Efeuranken.
Sie rissen.
Suko fiel…
Er packte hastig zu und spürte die Pflanzen zwischen den Fingern. Sie rissen, doch Suko gelang es, seinen Sturz etwas abzubremsen.
Dann krachte er zu Boden.
Die Wucht war trotzdem noch so groß, daß er den Aufprall bis in den letzten Gehirnwinkel spürte.
Aber verstaucht war nichts.
Der Chinese atmete auf. »Jetzt du, Sheila!« rief er hoch und war froh, daß die Zombies noch nicht angriffen.
Sheila machte es ihm nach.
Sie rutschte an der Wand entlang, faßte nach den Ranken, fehlte, schrie gellend auf…
Suko sprang vor.
Er breitete die Arme aus, diese gewaltigen, karategestählten Muskelpakete.

Und er fing Sheila Conolly auf.
Trotzdem gingen Suko und Sheila gemeinsam zu Boden.
Dann aber hörten sie das Lachen.
Die Zombies stampften heran. Im selben Moment zerplatzten zwei Scheiben im Erdgeschoß, und Feuerlohen schossen aus den Öffnungen. Der Gluthauch der Hölle streifte die Untoten.
Sie zogen sich hastig zurück.
So hatten Suko und Sheila Zeit, sich aufzurichten. Der Chinese schob Sheila zur Seite.
»Und jetzt du, Shao!« rief er.
Die Chinesin ließ sich fallen. Auch sie rutschte an der Efeu-Bepflanzung vorbei, doch das meiste war schon abgerissen, und ihr Aufprall war härter.
Suko wurde zu Boden gerissen.
Shao schrie auf. »Mein Fuß!«
Der Chinese schaute nach. Gebrochen war der Fuß nicht. Nur verstaucht.
Doch dieses Nachschauen kostete wertvolle Zeit, und die nutzten die Zombies.
Suko hörte Sheilas Schrei, der jedoch sehr schnell erstickte. Der Chinese kreiselte herum.
Einer der Zombies hielt Sheila gepackt und preßte ihr die kalte Totenpranke auf den Mund.
Ein zweiter verwest aussehender Untote schob sich auf Suko vor. In der Hand hielt er ein Gewehr. Mochte der Teufel wissen, wo er diese Waffe herhatte.
Aber es stand auf seinem Gesicht zu lesen, daß er nicht zögern würde, auf sie zu schießen…

***

Wieder tauchten wir in die Flut. Ich hatte etwas Sorgen um Bill Conolly. Er gab sich zwar optimistisch und frohen Mutes, doch es war fraglich, ob er die letzten Minuten wirklich so gut überstanden hatte.
Aber er wollte kämpfen. Und das mußten wir.
Zuerst gegen die Strömung.
Das war verdammt hart. Auf dem Hinweg wurden wir getrieben, jetzt schwammen wir dagegen an. Die Strömung war stärker, je weiter wir uns dem Eingang näherten. Bill schwamm neben mir. Obwohl seine Kräfte etwas nachließen und die Zeit drängte, schwamm ich nicht schneller, sondern blieb an seiner Seite.
Die lebenden Wasserleichen, die Ogur begleiteten, waren schon vorausgeschwommen.
Schließlich lag das Höhlenlabyrinth hinter uns.
Ich gab noch nicht das Zeichen zum Auftauchen. Wir schwammen ein

Stück unter Wasser weiter, denn ich wollte nicht in die Brandung hineingeraten.

Dann aber glitten wir hoch.

Unsere Köpfe schossen zuerst aus dem Wasser. Ich schleuderte mir die Haare aus dem Gesicht und schaute mich um.

Meine Augen wurden groß, als ich sah, was sich auf dem See abspielte…

***

Suko hatte keine Chance. Der Finger des Untoten lag schon um den Abzug. Sheila kämpfte verzweifelt gegen den zweiten Zombie.

Hinter den Kämpfenden erschienen weitere Horror-Wesen.

Es war grauenhaft…

Dann peitschten Schüsse.

Suko wartete auf den harten Einschlag der Kugeln, auf den alles vernichtenden Schmerz, doch nichts geschah.

Stattdessen kippte der Zombie um.

Zwei Kugeln hatten ihn in den Kopf getroffen.

Jane Collins hatte gefeuert. Von der Hauswand her. Eine fast unmögliche Stellung, aber sie hatte es geschafft.

Der Zombie verging. Das Silber zerstörte sein unseliges Leben.

Jetzt war Suko nicht mehr zu halten. Mit einem wilden Schrei auf den Lippen stürzte er auf die Kämpfenden zu, fegte Sheila und den Zombie kurzerhand zu Boden und entriß die Frau den Klauen des Untoten.

Er schleuderte Sheila zur Seite, um selbst freie Bahn zu haben.

Suko zog die Dämonenpeitsche.

Die drei Riemen pfiffen durch die Luft. Der Untote riß noch die Hände zu einer verzweifelten Abwehr hoch, doch er hatte dem Schlag nichts entgegenzusetzen.

Die Wucht riß ihn von den Beinen, und auf dem Boden löste er sich auf.

Jane Collins sprang.

Auch sie rutschte an der Hauswand entlang. Sie sah wild dabei aus und hatte sich die Pistole zwischen die Zähne geklemmt. Sie fiel zu Boden, überschlug sich, gelangte aber unverletzt auf die Füße.

Die Detektivin stellte sich nicht den Untoten zum Kampf, sondern rannte auf die Haustür zu. Sie hatte Mrs. Blyton nicht vergessen, die sich noch immer in der Flammenhölle befand.

Jane stürzte in die Pension hinein.

Suko kämpfte inzwischen verzweifelt gegen eine mörderische Übermacht der Zombies.

In der Hölle war kein Platz mehr für sie, deshalb mußten sie sich auf die Erde begeben, um Grauen und Entsetzen zu verbreiten.

Flackernder Schein drang aus den zerstörten Fenstern und leuchtete Suko an. Der Chinese wirkte wie ein Held aus vergangenen Zeiten, der in einer Sagen- und Legendenwelt gegen Monster und andere Ungeheuer fightete. Und Suko setzte alles auf eine Karte. Er brachte den Untoten Respekt bei.

Die Dämonenpeitsche hatte ihm noch nie so gute Dienste erwiesen. Immer wenn einer der Zombies getroffen wurde, verging er in einer Schwefelwolke, die vom Wind auseinandergefächert wurde.

Aber viele Jäger sind des Hasen Tod.

Auch Suko mußte irgendwann einmal gegen die Übermacht kapitulieren. Er wurde mehr und mehr in die Defensive gedrängt.

Dann taumelte Jane aus dem Haus. Ihr Haar war angesengt, aber sie hielt die Frau in den Armen.

»Suko!« schrie sie, brachte noch ein paar Schritte zustande und fiel dann hin.

Sofort liefen drei Zombies auf die Detektivin zu.

»Schieß, Jane, schieß!« brüllte Suko, doch Jane hörte ihn nicht. Sie war bewußtlos geworden…

***

Etwa hundert Yards entfernt befand sich Ogur.

Himmelhoch wuchs das Ungeheuer vor uns hoch. Weit hatte es sein Maul aufgerissen. Ein grauenhaftes Fauchen drang daraus hervor, und die Restzunge peitschte auf das Wasser nieder.

Seine Diener schwammen um Ogur herum. Sie bildeten einen schützenden Kreis.

Blutrot war der Himmel erleuchtet, und ich kam mir vor wie unter einem gewaltigen Kuppeldach, durch das ich, als ich näher hinschaute, eine stilisierte Skelettfratze schimmern sah.

Ein Abbild des Schwarzen Tods…

Noch hatte uns Ogur nicht entdeckt, und ich wünschte, daß es auch nicht geschah. Unendlich hilflos und klein fühlte ich mich diesem Ungeheuer gegenüber.

Ich riß mir den Schnorchel aus dem Mund. »Zum Boot!« brüllte ich Bill zu. Mein Freund verstand.

Wir kraulten los.

Zu unserem Glück war der Kahn nicht weit abgetrieben worden. Wir schwammen wirklich wie Weltmeister. Ich erreichte als erster die kleine Leiter am Heck.

Hastig kletterte ich an Bord und half Bill hoch. Er war ziemlich erschöpft, riß sich aber zusammen und torkelte zum Steuerstand. »Wohin, John?«

»Fahr auf Ogur zu!«

Bill nickte. Er ließ den Motor an, und Sekunden später nahm das

Boot Fahrt auf.

Ich aber war plötzlich eiskalt. Es gab zwei Möglichkeiten. Entweder verlor ich mein Leben, oder ich gewann.

Den Köcher mit den Pfeilen hatte ich vom Rücken gestreift und neben mich gelegt. Er war offen. Die Pfeile schauten daraus hervor. Einen hatte ich auf die Harpune gelegt.

Vor uns peitschte Ogur die Fluten.

Wellenausläufer trafen unser Schiff und ließen es schaukeln. Am Himmel stand immer noch die Fratze des Schwarzen Tods. Deutlich sah ich die hellen Augen in dem glühenden Rot schimmern.

Am liebsten hätte ich einen Pfeil in dieses Knochengesicht gejagt; aber ich beherrschte mich.

Näher und näher kamen wir.

Aber noch etwas anderes sah ich. Von Seaground her näherten sich in rasender Geschwindigkeit zahlreiche Boote. Es waren die Rennboote, die heute nicht starten sollten.

Sie waren besetzt.

Mit Zombies!

Plötzlich wurde mir alles klar. Hier auf dem Loch Morar sollte eine Auseinandersetzung zwischen Myxins Getreuen und denen des Schwarzen Tods stattfinden.

Und wir befanden uns zwischen den tödlichen Fronten.

Bill drehte den Kopf und warf mir einen fragenden Blick zu.

»Fahr weiter!« schrie ich.

Sieben Pfeile. Ich mußte das Ungeheuer treffen!

Die anderen Zombies, die Ogur dienten, hatten ebenfalls bemerkt, wer dort nahte.

Sie sammelten sich und schwammen auf die Boote zu.

Ogur war allein.

Aber immer noch gefährlich genug…

»Anhalten!« rief ich Bill zu.

Er stellte den Motor aus.

Jetzt schaukelte das Boot auf den Wellen. Mir wurde bewußt, wie schwierig es war, das Ungeheuer zu treffen.

Es wandte uns seine Seite zu.

Der erste Pfeil lag auf der Harpune. Ich zielte.

Inzwischen waren die feindlichen Zombies aufeinander getroffen. Es kam zu einem mörderischen Kampf. Eines der Boote explodierte, und brennender Treibstoff flog als glühender Regen durch die Luft.

Da schoß ich.

Es gab ein zischendes Geräusch, und der Pfeil bohrte sich in den Leib des Ungeheuers.

Ogur zuckte zusammen.

Bill reichte mir den zweiten Pfeil.

Ich jagte ihn hinterher.
Um uns herum tobte die Hölle. Das Wasser des Sees wurde hochgepeitscht.
Ich konnte mich nicht mehr auf den Füßen halten und mußte mich hinknien.
Der Kampf der Zombies war an einem Höhepunkt angelangt. Niemand nahm Rücksicht auf den anderen. Es ging um alles oder nichts.
Ich schoß.
Jagte Pfeil auf Pfeil in den Körper des Ungeheuers.
Und Ogur verspürte die Wirkung.
Er tobte. Sein gewaltiger Schwanz peitschte die Wellen. Er versuchte, sich die Pfeile aus dem Körper zu reißen, doch das geweihte Silber war stärker.
Wo er getroffen war, wurde die schuppige Haut schwarz und bröckelte ab.
Ich schoß weiter.
Wieder traf ich.
Der Riesenkörper des urwelthaften Titanen walzte herum. Ich schaute direkt in sein weit aufgerissenes Maul.
Noch einen Pfeil hatte ich.
Den siebten.
Ich legte ihn auf.
Der riesige Kopf des Monsters pendelte noch immer über uns. Die Teile der Zunge leckten hervor, fuhren mit wilden Bewegungen durch die Luft und klatschten ins Wasser.
Schaurig brüllte Ogur auf. Noch einmal sammelte er alle vorhandenen Kräfte.
Ich schoß.
Der letzte Pfeil sirrte von der Harpune und verschwand im Rachen des Ungeheuers.
Orrrgggghhhh…!
Nie in meinem Leben werde ich den Schrei vergessen, der über den See hallte. Es war ein urwelthafter Laut, wie ich ihn noch nie gehört hatte.
Aber Ogur war erledigt.
Er zerbrach mitten in der Luft. Sein Körper zerplatzte, als wäre er aus Kunststoff. Die einzelnen Teile sanken ins Wasser und verschwanden.
Plötzlich war auch das rote Licht weg.
Nur noch der Totenkopf schimmerte.
»John Sinclair!« brüllte eine Donnerstimme, und mir lief es eiskalt den Rücken hinunter. Gleichzeitig fegte ein gewaltiger Sturm über den See. Unser Boot wurde hin- und hergeworfen. Ich sah eine riesige knöcherne Faust über mir schweben.

Eine Drohung.

Und ich wußte, daß der Schwarze Tod zurückschlagen würde. Irgendwann…

Dann war alles vorbei.

Ich schaute auf die Harpune.

Sie hatte uns gerettet.

Bill Conolly kniete im Boot und schüttelte den Kopf. »Mein Gott«, sagte er nur, »mein Gott…«

Er faltete die Hände. Ich legte die Harpune zur Seite und tat es ihm nach.

Das Leben hatte uns wieder!

***

Drei Schritte vor Jane Collins stoppten die Zombies.

Im nächsten Moment wandten sie sich abrupt um und verschwanden.

Wie auch die anderen.

Die Untoten ließen Suko, Jane, Sheila und Shao in Ruhe. Sie zogen sich in die Dunkelheit zurück. Dafür erschien Myxin.

Er war plötzlich da und schaute Suko an. »Dein Freund Sinclair hat es geschafft«, sagte er, »der Stützpunkt, den der Schwarze Tod hier hinterlassen hat, ist verloren gegangen. Ihr wart mir ungewollt eine Hilfe. Aber wir sehen uns wieder.«

Myxin machte kehrt und ging weg.

Suko blieb stehen. Nachdenklich schaute er ihm nach. Die Peitsche steckte er weg. Gleich darauf gingen überall im Dorf wieder die Lichter an.

Menschen erwachten aus einem magischen Schlaf. Sie wunderten sich, wußten nicht, was passiert war, und sie fanden keine Erklärung für das abgebrannte Haus. Suko wollte ihnen auch keine geben…

***

In dieser Nacht fanden wir alle keinen Schlaf. Wir saßen in der Blockhütte des alten McBowen zusammen und sprachen über den Fall.

Marion Mitchell, Bob McClure und Ryan McNeal waren auch dabei.

Später traf auch Long Tom bei uns ein. Ich erzählte noch einmal, wie ich das Ungeheuer erledigt hatte, und Long Tom starrte mit großen Augen auf die Harpune.

»Eine Wunderwaffe!« flüsterte er. »Bei Gott, sie ist eine Wunderwaffe.«

Ich nickte. »Da haben Sie wohl recht, Mister.« Ich nahm die Waffe und übergab sie ihm. »Bewahren Sie sie gut auf. Vielleicht wird sie noch einmal gebraucht.«

»Um Himmels willen«, antwortete er. »Nur das nicht.«

Niemand konnte Long Tom besser verstehen als ich…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 42 »Der Totenbeschwörer«